



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

„Generationenkonflikt im Feminismus?
Eine qualitative Untersuchung zur Bedeutung von
Generationszugehörigkeit in feministischen
Bewegungen“

verfasst von / submitted by

Sophie Hansal, Bakk.phil. MA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien, 2021 / Vienna 2021

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Betreut von / Supervisor:

UA 066 905

Masterstudium Soziologie

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Eva Flicker

Inhalt

1. Die Generationenfrage im Feminismus: ein Problemaufriss	5
1.1 Einleitung und Forschungsinteresse	5
1.2 Forschungsleitende Fragen und Gliederung der Arbeit	8
2. Grundlegende Begriffe: Feminismus als soziale Bewegung	9
2.1 Feminismus und/oder Frauenbewegung(en)?	10
2.2 Diskurstheoretische Überlegungen zu Feminismus als soziale (Protest-)Bewegung... 14	
3. Soziologische Generationenforschung.....	20
3.1 „Das Problem der Generationen“ nach Karl Mannheim	21
3.2 Generation in der (Frauen-)Biographieforschung	25
3.3 Exkurs in die Konfliktsoziologie	29
4. Generationenmodelle im Feminismus.....	32
4.1 Der Generationenbegriff in feministischen Debatten	32
4.1.1 Mutter-Tochter-Modelle	34
4.1.2 Jahrgangs-Modelle	39
4.1.3 Zwischenfazit: Feministische Überlegungen zum Generationenbegriff	43
5. Generationen in Selbsterzählungen feministischer Aktivist*innen.....	44
5.1 Schwierigkeiten bei der Methodenwahl	44
5.2 Methodologische Grundlagen des problemzentrierten Interviews	47
5.3 Durchführung und Auswertung der Interviews.....	48
5.3.1 Sampling	49
5.3.2 Leitfaden	50
5.3.3 Dokumentation und Auswertung der Interviews.....	52
5.4 Das Verhältnis von Forscher*innen zum Forschungsfeld	54
5.5 Samplebeschreibung und Einzelfalldarstellung	56
5.5.1 Einige allgemeine Anmerkungen	56
5.5.2 Fallbeschreibungen	57
5.6 Erste Ergebnisse.....	65
5.6.1 Feminismus – Feminismen.....	65
5.6.2 Feministische Identitätspolitik	69
5.6.3 Institution vs. Autonomie.....	75
5.6.4 Unterschiede in der Wahrnehmung	78

5.6.5 Feministische Theorie und Praxis: Übersetzungsschwierigkeiten	81
5.6.6 Generationendynamik im Interviewsetting	83
5.6.7 Konfliktvermeidung oder -fortsetzung?	85
5.6.8 Generationenkonflikt als Verteilungskampf?	90
6. Conclusio und Ausblick	95
7. Quellen.....	99
8. Anhang.....	106
8.1 Kurzfragebogen	106
8.2 Interviewfragen	107
8.3 Abstract (Deutsch)	108
8.4 Abstract (English).....	109

1. Die Generationenfrage im Feminismus: ein Problemaufriss

1.1 Einleitung und Forschungsinteresse

„In welchem Jahr bist du denn überhaupt geboren?“, fragte unlängst eine feministische Wissenschaftlerin eine jüngere Kollegin auf einer Diskussionsveranstaltung. „Du hast unsere Kämpfe ja gar nicht miterlebt, in den 70ern und 80ern!“, warf die Ältere der Jüngeren schließlich vor. Die Frage nach dem Alter sollte das Argument der jüngeren Frau delegitimieren und zugleich die Autorität der älteren untermauern. Die Idee für die vorliegende Masterarbeit ist nicht nur solchen Beobachtungen, sondern auch meinen persönlichen Erfahrungen in der feministischen Bewegung geschuldet. Seit ich 2011 für eine Frauenorganisation zu arbeiten begonnen habe und immer mehr in feministischen Vereinen und Gruppen in Wien aktiv wurde, sehe ich mich immer wieder mit ähnlichen Situationen konfrontiert. Es überrascht mich, mit welcher Regelmäßigkeit ich nach meinem Geburtsjahr gefragt wurde – und immer noch werde. Nicht immer ist die Frage nach meinem Alter dabei derart bewusst abwertend wie im zitierten Beispiel gemeint; oft wird sie in Kombination mit Lob für mein feministisches Bewusstsein und Engagement gestellt. Doch selbst wenn mit der Frage meine eigene Person nicht abgewertet werden soll, so steckt in der Überraschung angesichts meines Engagements stets die Idee, ich sei die Ausnahme in einer (sonst unpolitischen?) jungen Generation. Damit verknüpft ist oft die Kritik am angeblich fehlenden Interesse junger Frauen am Feminismus, und der Vorwurf diese würden das Erbe der zweiten Frauenbewegung ‚verschleudern‘ (in Anlehnung an Stoehr 1994: 109). Oft habe ich zudem die Erfahrung gemacht, dass andere Personen – und das sind zumeist ‚ältere‘ Feminist*innen –, ähnlich wie im Eingangsbeispiel illustriert, meine politischen Positionen über die Kategorie Alter zu erklären versuchen. Doch auch umgekehrt habe ich die Erfahrung gemacht, dass junge Feminist*innen sehr konkrete Vorstellungen bzw. Vorannahmen haben, welche verstaubten Einstellungen und Denkmuster ältere Feminist*innen hätten.

Die Idee für und das Interesse am Thema der vorliegenden Masterarbeit basierte zunächst also auf meinen persönlichen Erfahrungen und Eindrücken. Bald zeigte sich jedoch: Wenn ich in feministischen Kreisen von meiner Masterarbeit erzählte, stieß ich auf reges Interesse. Unabhängig, ob ich in wissenschaftlichen, institutionalisierten oder autonomen Kontexten davon sprach, wurde ich immer wieder ermutigt, mich mit diesem Thema zu beschäftigen. Rasch wurde mir klar, dass Interesse an einer theoretischen Reflexion über feministische Generationenkonflikte innerhalb feministischer Kreise besteht. Die Erwartungshaltung, die ich dadurch an mich herangetragen sah, war nicht immer nur motivierend, sondern wirkte mitunter auch blockierend. Meine eigene Involviertheit in das Forschungsfeld offenzulegen und zu

reflektieren, wurde daher zu einem zentralen Bestandteil der Arbeit. Und tatsächlich wurde gerade das Element der Selbstreflexion zu einer wesentlichen Erkenntnisquelle. Letztendlich wurde das Ergebnis der vorliegenden Arbeit dadurch ein gänzlich anderes, als zu Beginn des Forschungsprozesses vermutet. Die folgende Arbeit soll damit einen Beitrag zur Diskussion über feministische Generationenkonflikte leisten.

Dass ein inhaltlicher Widerspruch an die Altersfrage gekoppelt wird, ist in feministischen Debatten nicht ungewöhnlich. Im deutschsprachigen Raum bringt als prominentes Beispiel etwa das feministische Magazin EMMA unter Federführung der Gründerin und Herausgeberin Alice Schwarzer immer wieder unterschiedliche Positionen innerhalb von Frauenbewegungen mit der Kategorie Alter in Zusammenhang. So wirft dort beispielsweise die Journalistin Barbara Sichtermann ‚jungen‘ Feminist*innen in einem Artikel vor: „Die Jugend will sich neu erfinden und leugnet gern, dass schon was da war, bevor sie die Bühne der Geschichte betrat“ (Sichtermann 2008: Abs. 7). Solche Vorwürfe bleiben selten unkommentiert: Nadine Lantzsch ist Autorin im Blog Mädchenmannschaft und eine jener ‚jungen‘ Feminist*innen, die regelmäßig von EMMA-Journalist*innen kritisiert werden. Sie kann wiederum beispielhaft für eine ganze Reihe feministischer Aktivist*innen zitiert werden, wenn sie ‚älteren‘ Feminist*innen unterstellt, dass diese es „nicht schaffen [würden], über den eigenen weißen, christlich geprägten, deutschen, frau=feminismus Tellerrand hinauszublicken“ (Lantzsch 2014: Abs. 2). Die deutsche Bloggerin Antje Schrupp fasst die feministische Debatte um Generationen(konflikte) wie folgt zusammen: „Die heute jungen Feministinnen kommen oft gar nicht auf die Idee, dass man eventuell die Abschaffung der Geschlechter gar nicht erstrebenswert finden könnte, während die älteren Feministinnen oft nicht einmal wissen, was mit Begriffen wie ‚Queer‘ oder ‚Dekonstruktivismus‘ überhaupt gemeint ist“ (Schrupp 2010: Abs. 7). Schrupp fasst pointiert zusammen, was sich als zentrale Konfliktlinie im Diskurs über feministische Generationen abzeichnet: Ein unterschiedliches theoretisches wie praktisches Verständnis von Geschlecht und Geschlechtergerechtigkeit. In verkürzter Form greifen Mainstream-Medien diese Auseinandersetzung gerne auf, und betiteln sie als ‚Generationenkonflikt‘ zwischen ‚Alt-‘ und ‚Jungfeminist*innen‘. Ulrike Jureit fasst dieses Phänomen wie folgt zusammen: „In den Massenmedien verkauft sich das Generationenetikett auch ohne Qualitätsstandards schlicht hervorragend. Wer generationell argumentiert, kann in den Massenmedien auf erhöhte Aufmerksamkeit hoffen“ (Jureit 2006: 19). Der massenmediale Blick auf Konfliktlinien in feministischen Bewegungen wurde bereits wissenschaftlich thematisiert. Imke Schmincke sieht die (Mainstream-)mediale Konzeption feministischer Kontroversen als Generationenproblem etwa als Teilaspekt eines gesamtgesellschaftlichen antifeministischen Backlashs (Schmincke. 2013: 158). Eva Flicker beschreibt den Fokus der Mainstream-Medien auf Konflikte und Brüche innerhalb der Frauenbewegung ebenfalls als

Ausdruck des ambivalenten Verhältnisses, dass diese zu Feminismus haben (Flicker. 2008: 124).

Doch nicht nur Mainstream-Medien zeigen Interesse an Generationalität. Auch feministische Theoretiker*innen nehmen Generationenkonflikte zum Ausgangspunkt ihrer Forschung. Das Generationenkonzept erlebte besonders in den 1990er Jahren einen Boom in der feministischen und Frauenbewegungsforschung. Generationen wurden hier meist herangezogen, um unterschiedliche inhaltliche Positionen und damit verbundene kontroverse Debatten innerhalb feministischer Bewegungen zu beschreiben. Mit Generationen waren zumeist bestimmte Alterskohorten gemeint (Lenz 1994, Landweer 1996, Stoehr 1994, 1996 & 1999). Nicht zuletzt die Benennung verschiedener Wellen des Feminismus und insbesondere Konflikte zwischen sogenannten ‚Second Wave‘- und ‚Third Wave‘-Feminist*innen werden bis heute immer wieder als Generationenfrage beschrieben (Henry 2004, Munford 2007, Duncan 2010). Dahinter stehen oftmals Bilanzierungsversuche bzw. die Frage nach der Wirkkraft feministischer Bewegungen. Nun sind Wirkungsanalysen sozialer Bewegungen per se empirisch schwer zu fassen (Thon 2008: 10). Die vorliegende Arbeit ist deshalb nicht als solche zu verstehen. Stattdessen werden Dynamiken innerhalb feministischer Bewegung(en) in den Blick genommen und danach gefragt, wie diese von beteiligten Akteur*innen wahrgenommen bzw. diskursiv reproduziert werden.

Mit der vor allem durch die vermehrte Rezeption dekonstruktivistischer Theorie verbundenen Kritik an vereinheitlichenden Erklärungsmustern feministischer Theorie geriet auch der Generationenbegriff immer mehr unter Beschuss. In aktuellen Forschungszusammenhängen findet er kaum Verwendung. Die derzeitige Diskrepanz zwischen der häufigen Verwendung des Generationenbegriffs im informellen Kontext und der seltenen Anwendung des Begriffs als wissenschaftliches Analyse Kriterium thematisiert etwa die Soziologin Christine Thon (2003: 111, 2008: 10). Wenn Generationen tatsächlich in feministischen Debatten als Begründung für Konflikte innerhalb feministischer Bewegungen herangezogen werden, dann erscheint eine differenzierte wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Phänomen wichtig. An dieser Forschungslücke knüpft die vorliegende Masterarbeit an: Ziel der Arbeit ist es dabei nicht, unterschiedliche feministische Kohorten idealtypischen Generationenmodellen zuzuordnen (vgl. für einen solchen Zugang etwa Lenz 1994, Stoehr 1994, 1999). Es soll auch nicht darum gehen, Generation als ein (oder gar *das*) verbindende(s) Merkmal feministischer Bewegungszusammenhänge zu benennen. Vielmehr frage ich, ob es sich bei der Generationenperspektive um einen relevanten soziologischen Blickwinkel handelt, aus dem heraus Unterschiede feministischer Positionen, Differenzen und Konfliktlinien (oder zumindest Teilaspekte davon) erklärt werden können. Vor diesem Hintergrund kann eine Analyse der Verhandlung und der diskursiven Konstruktion unterschiedlicher generationeller Positionen

Auskunft über Machtpositionen, Hierarchien, Bündnisarbeit und widersprüchliche Auseinandersetzungen feministischer Arbeit sein.

1.2 Forschungsleitende Fragen und Gliederung der Arbeit

Meine Arbeit knüpft an der eben beschriebenen Forschungslücke an. Auf theoretischer wie empirischer Ebene bildet dabei die Beantwortung der folgenden Forschungsfrage den roten Faden:

- Wie werden Generationen und Generationenkonflikte in Selbsterzählungen feministischer Akteur*innen beschrieben?

Mein Erkenntnisinteresse richtet sich damit auf die Frage, ob und wie der Generationenbegriff in den Selbsterzählungen feministischer Akteur*innen Bedeutung verliehen wird und inwieweit inhaltliche Differenzen über die Kategorien Generation, Generationengrenzen und Generationenkonflikte verhandelt werden.

Im Rahmen der Beantwortung dieser Hauptforschungsfrage werde ich mich zudem mit folgenden Fragen beschäftigen:

- Welche Themen werden von feministischen Akteur*innen als besonderes konflikthaft in aktuellen feministischen Debatten in Österreich beschrieben?
- In welchen thematischen Zusammenhängen werden Generationengrenzen thematisiert? Wo wird Generation mit inhaltlichen Positionen in Verbindung gebracht?
- Wo liegen Unterschiede und Gemeinsamkeiten in der Wahrnehmung von diesen Konflikten durch jüngere bzw. ältere Feminist*innen?

Den ersten Teil der Arbeit bildet eine kritische Beschäftigung und Definition der zentralen Begrifflichkeiten – besonders die Begriffe Geschlecht, Frauenbewegung und Feminismus werden hier behandelt. Zudem gilt es zu klären, was der Begriff ‚Generation‘ in einem soziologischen Kontext meint und wie dieser von einem Alltagsverständnis abzugrenzen ist. Dazu werde ich mich ausgehend von Karl Mannheims *Problem der Generationen* (1928) mit soziologischen Generationenkonzepten beschäftigen, sowie mit deren Anwendung und Weiterentwicklung in feministischen Forschungskontexten. In weiterer Folge werde ich nicht nur auf die diskursive Konstruktion von Generation, sondern auch von Geschlecht eingehen. Ich greife dazu wiederholt auf theoretische Annäherungen an den Generationenbegriff aus feministischer Perspektive zurück; nicht zuletzt, um zu überprüfen, wie sehr diese theoretischen Einschätzungen der empirischen Praxis standhalten.

Der empirische Teil der Arbeit umfasst die Durchführung und Analyse von neun problemzentrierten Interviews nach Andreas Witzel mit lebensgeschichtlichem Fokus. In den Kapiteln 5.1 bis 5.4 gehe ich auf meine methodologischen Überlegungen, sowie die praktische Umsetzung der Interviews ein, bevor ich in den Kapiteln 5.5 zunächst die Auswertung und Falldarstellungen, sowie in Kapitel 5.6 meine vorläufigen Ergebnisse präsentiere.

Meine eigene Position im Feld, die sich aus der Doppelrolle als Forschende einerseits und Teil des beforschten politischen Felds andererseits ergibt, sowie meine persönliche Verortung in den beschriebenen Generationenzusammenhängen werde ich an mehreren Stellen dieser Arbeit reflektieren, um die Limitierungen der vorliegenden Arbeit transparent zu machen. In besonderem Ausmaß findet dies in der Beschreibung der empirischen Vorgehensweise Platz (Kapitel 5.4).

Die Beschäftigung mit dem Generationenbegriff im Feminismus bedeutet eine Untersuchung nicht nur der thematischen, sondern auch der personellen Strukturierung aktueller feministischer Bewegungen. In Anknüpfung an Karl Mannheims *Das Problem der Generationen* (1928) und unter Einbezug diskurstheoretischer Überlegungen nach Michel Foucault wird zudem der Frage nachgegangen, inwieweit die Thematisierung eines Generationenkonflikts als Marker für sozialen Wandel gedeutet werden kann.

Die vorliegende Arbeit soll einen Beitrag zur Debatte leisten, *ob* und *wie* inhaltliche Konflikte in feministischen Bewegungen anhand von Generationen(grenzen) re-/produziert und ausverhandelt werden.

2. Grundlegende Begriffe: Feminismus als soziale Bewegung

Was ist Feminismus? Und welche Charakteristika zeichnen die feministische (Frauen-)Bewegung aus? In der Alltagssprache werden Feminismus und Frauenbewegung oftmals synonym verwendet; in wissenschaftlichen Kontexten finden sich hingegen zahlreiche und oftmals sehr unterschiedliche Begriffsbestimmungen. Auf den folgenden Seiten werde ich im Anschluss an eine kurze Definition der in dieser Arbeit verwendeten Grundbegriffe (Kapitel 2.1) darlegen, wie ich mich basierend auf diskurstheoretischen Annahmen der soziologischen Forschung sozialen Bewegungen im Allgemeinen und feministischen Protestbewegungen im Speziellen annähere (Kapitel 2.2.). Die im Folgenden beschriebenen Begriffsdefinitionen bilden den Rahmen für die vorliegende Masterarbeit.

2.1 Feminismus und/oder Frauenbewegung(en)?

In der Beschäftigung mit Selbsterzählungen feministischer Akteur*innen ist es zunächst unabdingbar das Forschungssubjekt der vorliegenden Arbeit und die Akteur*innen der beforschten Bewegung zu definieren. „Woran erkennen wir eine Feministin?“ fragt dazu etwa treffend die Soziologin Paula-Irene Villa (ebd. 2003: 266). Villas Überlegungen sind für die Begriffsdefinition dieser Masterarbeit aufschlussreich und bilden die theoretische Grundlage, anhand derer (bzw. teilweise in Abgrenzung zu der) ich mich den Begriffen Frauenbewegung und Feminismus annähere¹. Villas Aufsatz ist anhand von drei Thesen strukturiert. Diese lauten, erstens, dass Feminismus und Frauenbewegung nicht dasselbe seien; zweitens, dass die Popularisierung von Feminismus zu dessen Simplifizierung führe; und drittens, dass sich aus der Hegemonialisierung des Individualisierungstheorems eine neue Notwendigkeit für feministische Wissenschaften ergebe². Stellvertretend für die zahlreichen Annäherungen an die Frage, was unter Feminismus bzw. Frauenbewegung(en) zu verstehen ist (etwa Degele 2008, Gerhard 2009, Thiessen 2010), unterziehe ich im Folgenden Villas Thesen einer genaueren Betrachtung.

Besonders relevant im Kontext der vorliegenden Begriffsdefinition erscheint Villas These, dass es sich bei Feminismus und Frauenbewegung(en) nicht um dasselbe Phänomen handle (Villa 2003: 266-267). Sie argumentiert für eine differenzierte Verwendung der Begriffe, basierend auf einer analytischen, nicht aber normativen Differenzierung. Villa spricht einerseits von Feminismus als Idee und andererseits von Frauenbewegung(en) als soziale Bewegung und politische Praxis (ebd. 2003: 266). Eine ähnliche Differenzierung trifft Ute Gerhard (2009) im Übrigen auch in ihrer historischen Analyse *Feminismus und Frauenbewegung*. Als Frauenbewegung beschreibt Gerhard darin „bestimmte Formen gemeinsamen sozialen Handelns, die darauf gerichtet sind, sozialen Wandel herbeizuführen“ (ebd. 2009: 6). Feminismus meint in einem breiteren Sinne „eine politische Theorie, die nicht nur einzelne

¹ Die Frage, was feministisch, wer Feminist*in sei und wie diese Definition mit der Frauenbewegung zusammenhängt, ergebe sich Villa zufolge im Übrigen nicht zuletzt aus dem, wie sie schreibt, „schwierigen Verhältnis zwischen älteren und jüngeren Frauen“ (Villa 2003: 266). Das Zitat kann als Beispiel dafür gelesen werden, wie häufig ein Generationenkonflikt im Kontext feministischer Sozialwissenschaft angesprochen wird, ohne ihn einer näheren Analyse zu unterziehen.

² Da Villas These betreffend die Hegemonie des Individualisierungstheorems für meine Masterarbeit zwar indirekt von Bedeutung ist, nicht jedoch im Rahmen der Begriffsdefinition, sei sie an dieser Stelle nur kurz zusammengefasst: Als Individualisierungstheorem bezeichnet Villa den gesamtgesellschaftlichen Diskurs, der die Lebenslage einzelner Personen auf ihr individuelles (Ver-)Handlungsgeschick zurückführt. Die Vorherrschaft dieser Denklöge mache eine kollektive Bewusstseinsbildung für (u.a. geschlechtsspezifische) Ungerechtigkeiten schwierig (Villa 2003: 273). Feminismus wird laut Villa zu einer „persönliche[n], individuelle[n] Angelegenheit zur Erhaltung der individuellen Würde“ (2003: 274). Das Politische wird in einer Umdrehung des viel zitierten Slogans der Zweiten Frauenbewegung zum Privaten, was eine diskursive Schwächung der Bedeutung der Frauenbewegung als soziale Bewegung bedeutet.

Anliegen verfolgt, sondern die Gesamtheit gesellschaftlicher Verhältnisse im Blick hat“ (ebd. 2009: 7). Zusammenfassend könnte man mit Gerhard und Villa also zwischen Feminismus als Theorie und Frauenbewegung als Praxis unterscheiden. Tatsächlich erscheint eine solche Trennung auf analytischer Ebene zunächst sinnvoll und so findet sich diese zum Teil in der vorliegenden Arbeit wieder. Nichtsdestotrotz argumentiere ich, dass in der Forschungspraxis eine Herangehensweise notwendig ist, die beide Phänomene auf zusammendenkt und damit feministische Theorie und Praxis nicht als voneinander isolierte Phänomene begreift. Villa geht davon aus, dass die beiden Phänomene derart unabhängig voneinander sind, dass das Eine ohne das Andere bestehen könnte (Villa 2003: 267). Dieser Annahme widerspreche ich. Was auf theoretischer Ebene mitunter denkbar erscheint, ist auf praktischer Ebene nicht selbstverständlich: Denn als Frauenbewegung kann meiner Ansicht nach nur eine Bewegung verstanden werden, die sich (in welcher Weise auch immer) auf feministische Ideen bezieht³; Feminismus, der keinerlei praktische Umsetzung herrschaftskritischer Ideen – und seien sie noch so utopisch – innerhalb feministisch bewegter Kontexte anstrebt, ist meines Erachtens nicht als solcher zu bezeichnen. Damit meine ich eben nicht nur in verkürzter Form, dass Feminismus als Theorie und Frauenbewegung als (Übersetzungs-)Praxis verstanden werden müsse (wie es u.a. Metz-Göckel (2003: 170) suggeriert). Denn in der praktischen Anwendung wird diese dichotome Gegenüberstellung der komplexen Verwobenheit von Feminismus und Frauenbewegung nicht gerecht. Die Idee, feministische Praxis bedeute schlichtweg die Umsetzung von Theorie, konzipiert Theorie und Praxis nicht nur als zwei voneinander losgelöste Bereiche, sondern basiert zudem auf der Vorstellung einer einseitigen Art des Informationsaustauschs. Aus sozialkonstruktivistischer Perspektive muss die Produktion feministischer Theorie als Teil gesamtgesellschaftlicher Diskurse verstanden werden. Damit ist sie unweigerlich beteiligt an der Produktion und Konstruktion von Geschlecht – und somit nicht losgelöst von der Handlungsebene zu verstehen. Während also auf analytischer Ebene eine Differenzierung von Feminismus und Frauenbewegung vorgenommen werden kann, erscheint mir dies in der (Forschungs-)Praxis weder möglich noch zielführend.

Auch 15 Jahre nach Erscheinen von Villas Aufsatz hat ihre zweite These Aktualität, dass die Eingliederung feministischer Ideen in mehrheitsgesellschaftliche Diskurse mit einer Vereinfachung einhergehe. Villa sieht feministisches Wissen im gesellschaftlichen Mainstream präsent. Doch das Eindringen (einiger) feministischer Denkansätze in den gesellschaftlichen Mainstream gehe stets auf Kosten der Komplexität und Vollständigkeit der Forderungen (Villa

³ An dieser Stelle könnte eingewandt werden, dass auch konservative oder politisch rechte Frauenbewegungen existieren, die sich rhetorisch sehr deutlich vom Feminismus abgrenzen. Nichtsdestotrotz beziehen sich selbst antifeministische Frauenbewegungen (oft sogar sehr stark) auf feministische Ideen und können deshalb nicht gänzlich losgelöst davon analysiert werden. Für eine weiterführende Diskussion dieser Frage s. etwa Schenk 1980 oder Blum 2019).

2003: 268-272). In der Praxis verharre feministische Kritik am Status Quo tatsächlich häufig an der Oberfläche und dringe nur selten zu den dahinterliegenden Strukturen durch (Villa 2003: 269). So können beispielsweise Quotenregelungen durchaus zur Folge haben, dass der Frauenanteil in manchen Sektoren des Arbeitsmarktes steigt; sie gehen allerdings nicht automatisch mit einer grundsätzlichen Infragestellung der Strukturierung von Erwerbsarbeit und den damit verknüpften Geschlechterregimen einher. Dass die praktische Umsetzung feministischer Theorie meist nicht ohne Simplifizierung und Verknappung passiert, heißt jedoch nicht, dass solche (simplifizierenden) Maßnahmen gänzlich abzulehnen seien. Villa sieht in der Differenz zwischen Theorie und Praxis sogar eine „sinnvolle Ungleichzeitigkeit [...], weil feministisches Denken notwendigerweise utopisch, kreativ, verstörend und insofern unpragmatisch sein“ müsse. Auf eine politische Praxis des Feminismus – etwa im Kontext von Frauenbewegung(en) – könnten diese Eigenschaften nie vollends zutreffen (Villa 2003: 272). Diese These ist insofern für meine Masterarbeit relevant, als sie mitunter erklärt, weshalb Feminismus und Frauenbewegung in der alltagssprachlichen Praxis nicht nur synonym füreinander verwendet werden, sondern selten in ihrer Diversität thematisiert werden. Die Vielzahl theoretischer Ausrichtungen und praktischer Umsetzungen wird erst in einer genaueren Analyse sichtbar und macht deutlich, dass nicht von *einer* Frauenbewegung die Rede sein kann. Vor dem Hintergrund unterschiedlicher Denktraditionen wird klar, dass Feminismen genauso wie feministische Bewegungen im Plural gedacht werden müssen (wie u.a. Degele 2012: 30ff., Pöge et al. 2014 argumentieren). Die Notwendigkeit eines feministischen Plurals sei anhand des folgenden Beispiels illustriert: Essentialistische Strömungen im Feminismus pochen darauf, sich auf eine weibliche Essenz zu besinnen und damit verknüpfte ‚typisch weibliche‘ Eigenschaften und Verhaltensweisen der patriarchalen Logik entgegen besser zu bewerten. Dekonstruktivistische Ansätze hingegen hinterfragen das Vorhandensein ebendieser weiblichen/männlichen Essenz und mitunter auch die binäre Geschlechterordnung als solche. Protagonist*innen beider Strömungen bezeichnen sich als feministisch. Die theoretische Basis, die Anliegen, und die praktische Anwendung der jeweiligen Ideen unterscheiden sich aber grundlegend voneinander. Zweifelsohne verdeckt eine zugespitzte Gegenüberstellung den Blick auf bestehende Gemeinsamkeiten dieser beiden feministischen Strömungen. Sie verdeutlicht jedoch, welche grundverschiedenen Fragestellungen und Lösungsansätze gemeinhin unter dem Überbegriff ‚Feminismus‘ bzw. ‚Frauenbewegung‘ zusammengefasst werden.

Wie fasst die vorliegende Arbeit nun also Feminismus und feministische Bewegung(en)? Als Feminismus soll hier das Nachdenken über, die Identifikation und Benennung eben jener Herrschaftsverhältnisse verstanden werden, die sich zwar historisch bedingt in kontinuierlichem Wandel befinden, aber die Reproduktion geschlechtsspezifisch ungleicher

Machtverhältnisse als Konstante aufweisen. In Anlehnung an eine Definition der deutschen Sozialwissenschaftlerin Barbara Thiessen wird Feminismus in der vorliegenden Arbeit als „Erkenntnisprojekt“ (ebd. 2010: 38) begriffen, das in der Frauenbewegung seine praktische Umsetzung finden kann. Die Unterscheidung zwischen Feminismus und Frauenbewegung macht dabei nur dann Sinn, wenn sie der Analyse unterschiedlicher Ausformungen feministischer Denk- und Handlungsweisen dient. Für empirische Forschungszusammenhänge scheint mir eine allzu strikte Trennung der Phänomene wenig sinnvoll. In diesem Sinne beruht die vorliegende Arbeit auf einer kontingenten und un abgeschlossenen Definition der beiden Phänomene. In Anerkennung dieser Mehrdeutigkeit beschreibt Ilse Lenz Frauenbewegungen als „mobilisierende kollektive AkteurInnen, die sich in verschiedenen sozialhistorischen Milieus entwickeln. In ihnen setzen sich Personen unter maßgeblicher Beteiligung von Frauen für einen grundlegenden Wandel der Geschlechterverhältnisse und damit verbundener gesellschaftlicher Ungleichheit und Abwertung ein. Sie kritisieren die herrschenden gesellschaftlichen Leitbilder, Normen und Diskurse und entwerfen Alternativen, die zu neuen Normierungen führen können“ (Lenz 2004: 666 zit. n. Degele 2003: 30).

Die Bezeichnung ‚feministische Bewegung‘ verwende ich in der vorliegenden Arbeit synonym zum Begriff Frauenbewegung. Dadurch soll sichtbar gemacht werden, dass feministische Kämpfe zwar vorrangig von Frauen, zweifelsohne aber nicht ausschließlich von diesen geführt wurden und werden. Damit soll weniger die Rolle betont werden, die Cis-Männer in feministischen Bewegungen spielen, sondern es sollen jene Personen sichtbar gemacht werden, die sich außerhalb der Zweigeschlechternorm verorten. Als feministische Akteur*innen werden auf Basis des eben erläuterten Verständnisses von Feminismus bzw. Frauenbewegungen Personen bezeichnet, die sich im Kontext einer feministischen sozialen Bewegung engagieren. Die unterschiedliche Art des individuellen Engagements habe ich dabei nicht voreingeschränkt. In meinem Interviewaufruf suchte ich nach Interviewpartner*innen, die sich selbst als Teil der feministischen Szene verstanden; das Zutreffen überließ ich letztendlich zu einem Großteil der Selbsteinschätzung meiner Interviewpartnerinnen. Insbesondere anknüpfend an die intensiv und von zahlreichen Autor*innen geführte Debatte um das Subjekt des Feminismus bzw. der Frauenbewegung – wohl am prominentesten nachzulesen in Benhabib et al. (1994) – erscheint mir letztlich der Hinweis wichtig, dass mein Frauenbegriff sich an einem de/konstruktivistischen Verständnis von Geschlecht orientiert. In diesem Sinne verstehe ich als Frauen all jene Personen, die sich selbst als solche identifizieren.

2.2 Diskurstheoretische Überlegungen zu Feminismus als soziale (Protest-)Bewegung

Da in der vorliegenden Arbeit von Frauenbewegungen bzw. feministischen Bewegungen die Rede ist, werde ich anknüpfend an die soziologische Bewegungsforschung – aber auch in kritischer Abgrenzung davon – erläutern, wie feministische Bewegungen aus Perspektive der Bewegungstheorie beschrieben werden können. Schließlich werde ich auf die Vorteile eingehen, die ich in einer diskurstheoretischen Annäherung an feministische Bewegungen als soziale Protestbewegung sehe.

Die soziologische Bewegungsforschung ist in der Mitte des 20. Jahrhunderts entstanden und fokussiert sowohl auf Ebene der Organisation als auch der Handlungsformen auf kollektive Bestrebungen zur Veränderung des gesellschaftlichen Status Quo. Seit den 1960er Jahren konnte sich die Bewegungsforschung als soziologische Subdisziplin etablieren (Della Porta/Diani 2006). Mark Herkenrath (2011: 33ff.) gliedert in Anlehnung an die Arbeiten von Donatella Della Porta und Mario Diani (2006) die Bewegungsforschung idealtypisch in fünf paradigmatische Stränge:

- der Collective Behaviour-Ansatz, maßgeblich geprägt durch Vertreter*innen der Chicagoer Schule, der in sozialpsychologischen Studien ab den 1950er Jahren entstand, soziale Bewegungen als Massenphänomene begreift und danach fragt, wie diese auf Veränderung sozialer Normen und Strukturen reagieren (Herkenrath 2011: 33)
- der Ressourcenmobilisierungsansatz, der angesichts des Aufkommens neuer Formen sozialer Bewegungen in den 1960er und 1970er Jahren vorrangig in den USA entstand; dieser Ansatz sieht soziale Bewegungen nicht als Reaktion auf dysfunktionalen Gesellschaftswandel, sondern als wesentlichen Bestandteil des politischen Alltags und verbindet mit sozialen Bewegungen durchaus auch „effizient organisierte, strategisch handelnde und professionelle Interessengruppen“ (ebd.: 37).
- das Political Process-Modell fokussiert – anders als der Ressourcenmobilisierungsansatz – weniger auf die inneren Strukturen, Organisationsformen und Beweggründe sozialer Bewegungen, sondern nimmt externe politische Rahmenbedingungen, sowie die gesellschaftliche Makroebene vermehrt in den Blick (ebd.: 41)
- der Framing Ansatz ist sozialkonstruktivistisch geprägt und fragt in Hinblick auf das Mobilisierungspotenzial sozialer Bewegungen nach der „Bedeutung diskursiver Leistungen und [der] Notwendigkeit der Mobilisierung *kultureller* Ressourcen“ (ebd.:

46); das spezifische Framing rückt damit als ausschlaggebender Faktor für den Erfolg einer sozialen Bewegung in den Fokus wissenschaftlicher Analysen;

- New Social Movement-Theorien (NSM-Theorien) sind durch die Werke europäischer Denker*innen geprägt und können in diesem Sinne auch als kritische Antwort auf die zuvor genannten verstanden werden. NSM-Theorien umfassen eine Vielzahl unterschiedlicher Werke und Autor*innen und können zunächst unterschieden werden von ‚traditionellen‘ sozialen Bewegungen, wie sie im europäischen Kontext beispielsweise in Tradition marxistischen Denkens formuliert wurden. Marxistische Theorien sehen die Kategorie Klasse als zentralen Ausgangspunkt sozialer Bewegungen. NSM-Theorien wiederum erwidern, dass soziale Bewegungen in postindustriellen Gesellschaften grundsätzlich anders funktionieren. Sie würden nicht (ausschließlich) auf Fragen, wie die Arbeiter*innenklasse im marxistischen Sinne mobilisiert wird bzw. wurde fokussieren, sondern sich „um klassenübergreifende Themen und Wertorientierungen“ (Metz-Göckel 1989: 50) organisieren⁴. Gemeinsam ist NSM-Theorien zudem, dass sie soziale Bewegungen vor dem theoretischen Hintergrund sozialen Wandels beforschen (Herkenrath 2011: 51). Sie erachten in diesem Zusammenhang kulturellen Wandel mitunter wesentlicher als politische Rahmenbedingungen, sind organisational ausdifferenziert und vernetzt und verfügen über „einen hohen Grad an kritischer Selbstreflexion und strategischer Flexibilität“ (ebd.).

Die Frage, ob und wie feministische Bewegungen nun als neue soziale Bewegung einzustufen sind, wurde und wird kontrovers diskutiert. Dies ist nicht zuletzt der Tatsache geschuldet, dass zahlreiche Theorien der Bewegungsforschung der 1990er Jahre feministische Bewegungen zunächst relativ undifferenziert als ‚klassische‘ New Social Movements subsumierten, ohne diese einer näheren Analyse zu unterziehen und/oder in ihrer komplexen Gesamtheit zu beschreiben. Die US-amerikanische Theoretikerin Stacey Young kommt etwa zu dem Schluss, dass sich in den meisten NSM-Theorien wenig Bezüge zu feministischer Theorie wiederfinden – obwohl feministische Bewegungen in ebendiesen Quellen immer wieder als prototypisch für NSM-Theorien genannt würden (Young 1997: 100; beispielhaft dafür Della Porta/Diani 2006). Der mangelnde Einbezug feministischer Theorien führe Young zufolge dazu, dass in der sozialen Bewegungsforschung einerseits vorrangig (wirtschafts- und gesellschafts-)liberale

⁴ Die Verwurzelung der Bewegungsforschung in der marxistischen Theorietradition wurden im Übrigen erneut deutlich, als in den 1990er Jahren erstmals die Frage aufkam, ob auch politisch rechts orientierte Strömungen als soziale Bewegung verstanden werden müssten – und somit die bis dahin hegemonialen „(normativen) Interpretationen sozialer Bewegungen als fortschrittliche, emanzipative Akteure mit der Betrachtung formaler Gegebenheiten unter dem Verständnis sozialer Bewegungen als spezifische Organisationsform kollektiven Handelns [kollidierten]“ (Lenz/Paetau 2009: 33).

Feminismen beforscht würden. Andererseits würden nur sehr spezifische Aktionsformen von feministischem Aktivismus sichtbar; nämlich v.a. solche, die auf die Veränderung juristischer Regelungen abzielen. Schließlich würde in den Analysen die Wirkmacht feministischer Bewegungen oftmals auf Veränderungen in staatlichen Institutionen beschränkt (ebd. 1997: 100-102).

Kann vor diesem Hintergrund nun überhaupt von feministischen Bewegungen als soziale Bewegungen gesprochen werden? In *Die Rationalität der Emotionen* (2003) geht Anette Schnabel u.a. der Frage nach, inwieweit die feministische Bewegung aus soziologischer Sicht als soziale Bewegung verstanden werden kann. Schnabel sieht dabei Ähnlichkeiten von sozialen Bewegungen zu kollektivem Verhalten einerseits und Organisationen andererseits. Auf analytischer Ebene grenzt Schnabel soziale Bewegungen von sozialen Phänomenen ab. Als typisch für soziale Bewegungen definiert Schnabel folgende sechs Merkmale: Erstens definiert sie soziale Bewegungen zunächst recht allgemein als bestehend "aus Kollektiven oder Personen, die sich zu gemeinsamen Aktionen zusammenfinden, um ein gemeinsames Interesse durchzusetzen" (Schnabel 2003: 35). Für die feministische Bewegung sieht Schnabel die Herstellung von Geschlechtergerechtigkeit als gemeinsames Interesse. Zweitens seien Akteur*innen und Gruppen einer sozialen Bewegung miteinander vernetzt und koordinieren ihr Verhalten (ebd.: 36). Diese Vernetzung ist Voraussetzung für die Durchführung gemeinsamer Aktionen und erfolge über informelle Zusammenschlüsse, Aktionszirkel, Vereine etc. (ebd.: 41). Sozialer Kitt der Bewegung sei, dass die beteiligten Akteur*innen eine kollektive Identität teilen. Für Schnabel könne das die Erfahrung von geschlechtsspezifischer Diskriminierung und Marginalisierung sein (ebd.). Als Grundlage dafür sieht Schnabel Feminismus als Ideologie der Bewegung (ebd.: 42). Für feministische Bewegungen würde ich dem einerseits hinzufügen, dass nicht nur die persönliche Erfahrung von Ungleichbehandlung, sondern eine grundsätzliche Empathie für bzw. Solidarität mit Betroffenen Basis der gemeinsamen Identität sein kann. Eine solche Definition wird der Vielfalt unterschiedlicher Lebensrealitäten der Akteur*innen m.E. besser gerecht. Andererseits wirkt Schnabels Unterscheidung zwischen Feminismus als Theorie/Ideologie und Frauen*bewegung als Praxis sozialer Bewegung teilweise zu simplifizierend; sie wird der engen Verzahnung der beiden Phänomene nicht gerecht (ausführlicher dazu bereits Kapitel 2.1). Die kollektive Identität unterscheidet soziale Bewegungen im Übrigen von Organisationen, die sich eine *corporate identity* erst schaffen müssen (Schnabel 2003: 38). In weiterer Folge grenzt Schnabel soziale Bewegungen von kollektivem Verhalten ab, das sich im Gegensatz zu sozialen Bewegungen ausschließlich auf individuelle (nicht aber kollektive) Ziele ausrichtet (ebd.: 33). Soziale Bewegungen seien zudem, viertens, von relativer Dauer und im Gegensatz zu kollektivem Verhalten nicht bloß zeitpunktbezogen (ebd.: 36). Ihr Entstehungskontext sei

Schnabel zufolge, fünftens, immer außerhalb bestehender Institutionen anzusiedeln (ebd.: 37). Sechstens sei Protest die zentrale Aktionsform sozialer Bewegungen (ebd.: 44). Auf den ersten Blick ermöglicht Schnabels Definition eine differenzierte Betrachtung unterschiedlicher Akteur*innen im Feld gleichstellungspolitischer Kämpfe– und trennt Begriffe voneinander, die im Alltagsdiskurs oft vermischt werden: Denn zweifelsohne sind Gender- bzw. Diversity-Beauftragte in Unternehmen nicht gleichzusetzen mit autonomen feministischen Aktivist*innen. Erstere sind für Schnabel demnach nicht als Teil der Frauenbewegung zu verstehen. Doch die Autorin führt hier Differenzierungsmerkmale an, die in der praktischen Analyse feministischer Bewegungen kaum m.E. anwendbar sind. Denn Schnabels Definitionsversuch der Frauenbewegung als soziale Bewegung und der Fokus auf Protest als zentrale Ausdrucksform suggeriert, dass beispielsweise Geschlechterforscher*innen, informelle Zusammenschlüsse innerhalb bestehender Institutionen und all jene Bestrebungen, die Kompromisslösungen anstelle von Konfliktlösungen anstreben, nur begrenzt als Teil feministischer Bewegungen zu verstehen sind. Dies bedeutet nicht nur eine Verschleierung real existierender Verbindungslinien; es fasst den Begriff der Frauenbewegung(en) meines Ermessens nach viel zu eng. Während Stacey Young am Mainstream der Bewegungsforschung kritisiert, dass diese autonome Bewegungskontexte ausklammere, erachte ich an Anette Schnabels Ansatz problematisch, dass dieser institutionalisierte Formen feministischer Bewegungen zu wenig Beachtung schenkt.

Ein theoretisches Verständnis sozialer Bewegungen, die der Vielfalt feministischer Bewegungszusammenhänge besser gerecht wird, könnte sich aus meiner Sicht durch den Einbezug diskurstheoretischer Ansätze in Anlehnung an Michel Foucault ergeben. Angesichts der umfassenden Beschäftigung mit Foucault innerhalb der Sozialwissenschaften im Allgemeinen und der feministischen Forschung im Speziellen erscheint es verwunderlich, dass bisher nur selten aus diskurstheoretischer Perspektive auf soziale Bewegungen geblickt wurde. Gerade aus feministischer Sicht bietet sich dies geradezu an: Foucaults Überlegungen zur (Re-)Produktion von Macht und Herrschaft wurden schließlich in besonderem Ausmaß von feministischen Autor*innen rezipiert und weiterentwickelt (exemplarisch sei hier auf Judith Butler 1990 verwiesen). Nun sind Foucaults gesellschaftstheoretische Überlegungen zur Ausformung und Re-/Produktion von (asymmetrischen) Herrschaftsverhältnissen und Subjektkonstitutionen nicht per se als Kommentar auf patriarchale Geschlechterarrangements zu verstehen. Foucaults Analyse der Wirkmechanismen von Herrschaft auf unterschiedlicher Ebene anhand der Beispiele von Sexualität und Körperlichkeit bietet allerdings einen naheliegenden Ausgangspunkt für feministische Denker*innen. Die Einbindung diskurstheoretischer Überlegungen in die sozialwissenschaftliche Forschung zu sozialen

(Protest-)Bewegungen ist besonders aufgrund des umfassenden Machtbegriffs Foucaults, der sowohl Mikro-, Meso- als auch Makrostrukturen umfasst, interessant (Baumgarten/Ullrich 2016: 13-14). Macht ist in Foucaults Sinne nicht bloß eine ‚veräußerlichte‘ Macht, wie sie etwa in Form von Gesetzen auf Individuen wirkt; sondern sie durchzieht alle Teile der Gesellschaft und ist von den Individuen verinnerlicht (etwa Foucault 2014 [1983]: 83-84). Foucault erläutert: „Unter Macht, scheint mir, ist zunächst zu verstehen: die Vielfältigkeit von Kräfteverhältnissen, die ein Gebiet bevölkern und organisieren; das Spiel, das in unaufhörlichen Kämpfen und Auseinandersetzungen diese Kraftverhältnisse verwandelt, verstärkt, verkehrt; die Stützen, die diese Kraftverhältnisse aneinander finden, indem sie sich zu Systemen verketteten – oder die Verschiebungen und Widersprüche, die sie gegeneinander isolieren; und schließlich die Strategien, in denen sie zur Wirkung gelangen und deren große Linien und institutionelle Kristallisierungen sich in den Staatsapparaten, in der Gesetzgebung und in den gesellschaftlichen Hegemonien verkörpern“ (Foucault 2014: 93). Eine diskurstheoretische Bewegungsforschung macht auf besondere Weise die Verknüpfung mikro- meso- und makrosozialer Prozesse der (Selbst-)Reglementierung sichtbar. Für die vorliegende Arbeit ist dies insofern relevant, als es verdeutlicht, dass die Selbsterzählungen feministischer Aktivist*innen nicht nur subjektive Erinnerungen darstellen, sondern auch Aufschluss über Zusammenhänge feministischer Bewegungen in Österreich geben. Foucaults Diskurstheorie bleibt nicht auf der Ebene der individuellen Identitätskonstruktion verhaftet, sondern verknüpft diese zugleich mit einer gesellschaftstheoretischen Perspektive, die einen unauflösbaren Zusammenhang zwischen makro- und mikrosozialen Formen des Regierens identifiziert. In der Typisierung und Kontrastierung von Einzelfällen soll einerseits die Heterogenität und andererseits die spezielle – zu unterschiedlichen historischen Zeitpunkten verschieden verfasste – Ausformung feministischer Selbsterzählungen aufgezeigt werden. Dadurch wird u.a. deutlich, welche Wissensregime innerhalb dieser sozialen Bewegung bestehen und wie sich diese mitunter verändern. Zugleich wird mit der Vorstellung gebrochen, dass sich die Akteur*innen der Einschränkungen des Denkbaren bewusst sind⁵.

In *Sexualität und Wahrheit* versucht Foucault die diskursive Normierung der Gesellschaft über das Dispositiv der Sexualität zu verdeutlichen. Foucaults Annäherung an die Frage, welches Wissen (etwa über die Geschlechterordnung) in einer Gesellschaft überhaupt denkbar ist, und wie die Produktion und Weitergabe dieses Wissens reglementiert wird, liefert wichtige Denkanstöße in Hinblick auf die soziale Bewegungsforschung. Weil Macht Foucault zufolge nicht an einem konkreten Ort lokalisierbar ist, sondern die gesamte Gesellschaft durchzieht, sind auch jene Akteur*innen, die entgegen hegemonialer Diskurse agieren, selbst an der Reproduktion bestehender Wissensregime beteiligt. Schließlich ist Widerstand „koextensiv

⁵ Selbstverständlich gilt das in gleichem Maße für mich als Forschende.

und absolut gleichzeitig [...] wie die Macht“ (Foucault 1978: 195). Baumgarten und Ulrich (2016: 15) argumentieren ausgehend von Foucault, dass soziale Bewegungen – selbst wenn es sich um Protestbewegungen handelt – in diesem Sinne nie nur in Opposition zur vorherrschenden hegemonialen Logik sind, sondern immer auch ein Produkt der selbigen: „Social movements not only observe discourse and strategically shape their communication accordingly. They are the product of discourse, too“ (ebd.). Das passiert, ohne dass sich die daran beteiligten Akteur*innen dessen (immer) bewusst sind. Diese Annahme widerspricht ganz klar der vorherrschenden These der sozialen Bewegungsforschung, die von rational handelnden Subjekten ausgehen (näher dazu Ullrich et al. 2016; beispielhaft für eine solche Vorgehensweise Schnabel 2003). Relevant für die Bewegungsforschung erscheint schließlich Foucaults Analyse der Konzept-Formation, die danach fragt, wie die dominante Art über ein bestimmtes Objekt zu sprechen, aussieht. Damit rücken nicht nur die Inhalte der Rede in den Fokus der Analyse, sondern auch die spezifische Sprech- und Ausdrucksweise (s. Baumgartner/Ullrich 2016: 18). In Bezug auf feministische Bewegungen wird etwa wiederholt formuliert, dass gerade dekonstruktivistische Geschlechtertheorien auf sehr abstrakte Art über Geschlecht sprechen. Sie sehen sich aus diesem Grund immer wieder mit dem Vorwurf konfrontiert, die Lebensrealitäten von Diskriminierung und Marginalisierung betroffener Personen unsichtbar zu machen (Benhabib 1994a und dies. 1994b).

Ein Großteil der bestehenden Forschung zur Wirkkraft sozialer Bewegungen geht davon aus, dass für den Erfolg und das Gehört-Werden der Forderungen gewisse „opportunity structures“ gegeben sein müssen (vgl. Baumgarten/Ullrich 2016). Das kann etwa dadurch passieren, dass die soziale Bewegung an ein gesellschaftlich relevantes Thema bzw. Wertvorstellungen anknüpft bzw. die zentralen Akteur*innen der Bewegung eine wichtige soziale Stellung einnehmen (ebd.: 21). In Anknüpfung an Foucault wäre dem hinzuzufügen, dass von Relevanz ist, was in der Gesellschaft zu einem bestimmten Zeitpunkt denk-/sagbar ist, und wie sich das Gesagte zum gesellschaftlich hegemonialen Diskurs/Wissen verhält (ebd.). Wenn nun in dieser Arbeit danach gefragt wird, was feministische Identität(en) bzw. Selbstverortungen in generationellen Zusammenhängen ausmacht, liegt dem stets die Annahme zugrunde, dass es sich dabei um prozessuale, heterogene und damit durchaus brüchige Identitätskonstruktionen bzw. Generationenzugehörigkeiten handelt. Aus einer wissenssoziologischen Perspektive gilt es demnach zu fragen, inwieweit die Selbsterzählungen feministischer Akteur*innen Aufschluss über identitätsstiftende Diskurse geben. Eine Foucault'sche Annäherung an soziale Bewegungen macht es im Vergleich längerer historischer Abschnitte (wie es sich für die vorliegende Masterarbeit etwa durch die Kontrastierung der Erzählungen von Feminist*innen unterschiedlichen Alters ergibt) möglich, aufzuzeigen, dass hegemoniale Diskurse wandelbar sind. Bestimmtes Wissen ist nur in einem spezifischen sozio-kulturellen

Kontext denkbar. Dies kann u.a. für Brüche und Konflikte sorgen – wie sie zum Beispiel von/in/durch Protestbewegungen sichtbar gemacht werden können (Baumgartner/Ullrich 2016: 19). Die diskurstheoretische Ausgangsperspektive der vorliegenden Arbeit soll in diesem Sinne ein Stück weit dem bestehenden Überhang von rational choice-Theorien in der sozialen Bewegungsforschung entgegenwirken (dazu ausführlich: Baumgartner/Ullrich 2016, Schnabel 2003) und somit neue soziologische Blickweisen auf soziale Bewegungen eröffnen. Christine Thon zeichnet etwa nach, wie die westdeutsche Frauenbewegung diskursiv mit sozialem Wandel in Zusammenhang gebracht wird. Die Verknüpfung der Frauenbewegung mit sozialem Wandel erfolgt dabei unabhängig von der individuellen Bewertung. In diesem Sinne ist es egal, ob Frauenbewegungen für Geburtenrückgänge verantwortlich gemacht, oder für die Auflösung einengender Geschlechterkorsetts gelobt werden (Thon 2008: 10) – in jedem Fall wird ihnen eine Wirkmacht zugesprochen.

Der Einbezug diskurstheoretischer Ansätze in die soziale Bewegungsforschung verstärkt den Blick auf die spezifische soziokulturelle Bedingung von Dispositiven (Baumgartner/Ullrich 2016: 23). Dadurch rücken etwa nationale bzw. regionale Unterschiede in der Entwicklung internationaler sozialer Bewegungen in den Fokus. Aufgrund der spezifischen Genese und Verfasstheit des feministischen Dispositivs in Österreich muss davon ausgegangen werden, dass sich dieses etwa in inhaltlichen Schwerpunkten, Sprecher*innenpositionen, Organisationsformen, Framing und Ausdrucksweisen – vieler Verbindungen und Ähnlichkeiten zum Trotz – deutlich von US-amerikanischen Feminismen unterscheidet. Gerade aus diesem Grund erscheint eine Foucault'sche Annäherung an das Thema sinnvoll. Baumgarten und Ullrich (2016: 23) schreiben etwa: „Foucault thus directs our attention to internal processes of movement communication that follow from their society's discursive structure“. Die Berücksichtigung der spezifischen soziokulturellen Rahmenbedingungen macht die Diskurstheorie damit zu einer geeigneten theoretischen Basis für die vorliegende Masterarbeit.

3. Soziologische Generationenforschung

Die Soziologie kann auf eine facettenreiche Beschäftigung mit dem Phänomen der Generationen zurückblicken. Auf den folgenden Seiten gebe ich einen Überblick über jene Generationenkonzepte, die für meine Masterarbeit von besonderer Relevanz sind. Dazu unterziehe ich nach einer kurzen Erläuterung seiner zentralen Thesen Karl Mannheims „Problem der Generationen“ (1928) einer kritischen Reflexion (Kap. 3.1). Im Anschluss werde ich auf die Verwendung und Weiterentwicklung des Generationenkonzepts in der Biographieforschung eingehen (Kap. 3.2). Den Abschluss des folgenden Kapitels bildet ein kurzer Exkurs in die Konfliktsoziologie (3.3), der mir angesichts meines Fokus' auf die diskursive Herstellung konfliktreicher Generationenverhältnisse sinnvoll erscheint.

3.1 „Das Problem der Generationen“ nach Karl Mannheim

Der Generationen-Begriff ist nicht nur massenmedial, sondern auch in (sozial-)wissenschaftlichem Kontext populär. In den vergangenen Jahrzehnten entstand eine Vielzahl an Publikationen, die sich aus unterschiedlichster Perspektive mit der Generationenfrage beschäftigt. So fragt die soziologische Wohlfahrtsstaatsforschung etwa nach der Bedeutung des Generationenvertrags (z.B. Kohli/Szydlik 2000); aus medientheoretischer Sicht wird nach generationenspezifischen Handlungsmustern gesucht (z.B. Schäffer 2003, 2010); und die biographische Generationenforschung beschäftigt sich mit der familialen Interaktion zwischen Angehörigen unterschiedlicher Geburtsjahrgänge (z.B. Rosenthal 1997). So unterschiedlich die jeweiligen Zugänge sind: Gemeinsam ist den genannten Veröffentlichungen, dass sie sich alle theoretisch auf den im Jahr 1928 veröffentlichten Artikel Karl Mannheims *Das Problem der Generationen* beziehen. Nach wie vor bilden Mannheims Überlegungen den Ausgangspunkt eines großen Teils der wissenschaftlichen (und insbesondere soziologischen) Generationenforschung. Da die vorliegende Masterarbeit zum Teil auf Mannheims Ausführungen aufbaut, werde ich im Folgenden auf einige zentrale Aspekte des „Problems der Generationen“ eingehen, Weiterentwicklungen von Mannheims Generationenmodell diskutieren und feministische Kritik daran reflektieren. Der nahezu inflationäre Gebrauch des Generationenbegriffs macht diese Begriffsschärfung notwendig.

In *Das Problem der Generationen* unterscheidet Mannheim in einem historischen Rückblick zunächst zwischen zwei wissenschaftlichen Herangehensweisen an die Generationenfrage: erstens, eine positivistische, die sich dem Phänomen vor allem quantitativ nähert und zweitens, eine romantisch-historische, die die Generationenfrage qualitativ zu beantworten sucht. Als zentrale Vertreter der positivistischen Herangehensweise nennt Mannheim die Theoretiker David Hume und Auguste Comte, die beeinflusst vom aufklärerischen Gedankengut der französischen Revolution danach strebten, „ein generelles Gesetz der historischen Rhythmik zu finden“ (Mannheim 1928: 159). Generationenfolgen seien in diesen Ansätzen stark mit einem geradlinigen Fortschrittsgedanken verknüpft (ebd.: 163). Mannheim steht der Übertragung von biologischen Erklärungsmustern und Abläufen auf Soziales kritisch gegenüber, da er darin eine Vereinfachung sozialer Zusammenhänge sieht. Mannheim (1928: 168) hält es gar für einen „Fehlgriff“ davon auszugehen, „ein wirkliches Generationenphänomen gebe es nur dann, wenn man eine Generationsrhythmik mit ein für allemal fixierbaren zeitlichen Intervallen aufzuweisen imstande ist“. Er sieht Generationalität zwar durch den biologischen Rhythmus des menschlichen Lebens beeinflusst; Generation ist für ihn dennoch vorrangig ein soziales und kein biologisches Phänomen (ebd.: 161). Der quantitativen Annäherung an den Generationenbegriff stellt Mannheim den romantisch-historisch geprägten Zugang gegenüber, den er vor allem mit Denkern wie Dilthey in

Zusammenhang bringt. Zeit wird in dieser Herangehensweise nicht mechanistisch und dem Individuum veräußert gefasst, sondern auch qualitativ im Sinne des subjektiven Erlebens. Hier greift Mannheim die Ideen des Kunsthistorikers Pinder auf und beschreibt Generation als Phänomen, mit dem sich die „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ (Mannheim 1928: 164) erklären lasse. Das Konzept beschreibt, dass zu einem objektiv gleichen historischen Zeitpunkt unterschiedliche Individuen gänzlich andere subjektive Erfahrungen machen. Das innere Zeitalter einer Person kann sich in diesem Sinne von ihrem äußeren und von jenem anderer Individuen stark unterscheiden. Diese Unterschiede können unter anderem über die Zugehörigkeit zu verschiedenen Generationen erklärt werden. Die Generationenzugehörigkeit versteht Mannheim dabei nicht als Zugehörigkeit zu einer konkreten Gruppe (wie dies etwa im Kontext von Familien-/Vereinszugehörigkeit der Fall wäre). Denn solche Gruppen verfügen über ein konkretes Zugehörigkeitsgefühl und das Wissen der einzelnen Gruppenmitglieder über die jeweils anderen der Gruppe zugehörigen Individuen. Die gemeinsame Zugehörigkeit zu einer Generation versteht Mannheim (1928: 172) demgegenüber eher als ähnliche, „verwandt[e] Lagerung der Menschen im sozialen Raume“, die er etwa mit der Klassenzugehörigkeit vergleicht. Die generationenspezifische Lagerung im sozialen Raum eröffnet und verschließt Mannheim zufolge bestimmte Handlungsspielräume, ohne dabei fixe Handlungsmuster vorzugeben. Sie legt den Angehörigen einer Generation bestimmte Denk- und Erlebnisweisen nahe. Generationenerscheinungen können Mannheim zufolge immer nur als Momentaufnahmen analysiert werden und im Kontext eines verallgemeinernden Rückgriffs auf spezifische Alterskohorten. Der Generationenzusammenhang beschreibt für Mannheim (1928: 175) „eine besondere Art der gleichen Lagerung verwandter ‚Jahrgänge‘ im historisch-sozialen Raume“.

Mannheim bringt Generationen in weiterer Folge mit gesellschaftlicher Transformation in Zusammenhang, indem er die Gesellschaft durch Generationalität charakterisiert. Einem traditionellen Fortschrittsdenken verpflichtet, geht Mannheim davon aus, dass gesellschaftlicher Wandel nicht ohne Generationalität in Form eines „stete[n] Neueinsetzen[s] neuer Kulturträger“ und „den Abgang der früheren Kulturträger“ denkbar ist (ders. 1928: 175). Erst durch das notwendige Vergessen bis dato vorherrschender Denkmuster, eröffne sich der Blick auf Neues. Die soziale Erinnerung kann sich dabei bewusst (in Form von aktiver, bewusster Bezugnahme) oder unbewusst selektiv (durch unbewusste Reproduktion) auf Vorhandenes beziehen, dies abändern und so sozialen Wandel herbeiführen. Mannheim (1928: 176) zufolge kommt es zu bewussten Brüchen erst dann, wenn es ohne sie zu gesellschaftlicher Stagnation käme bzw. die vorhandenen Erklärungsmuster die Realität nicht mehr erklären können. Das Erleben bestimmter historischer Ereignisse und die aktive Teilnahme daran (die mit der un/bewussten Bezugnahme auf vorhandene Denkmuster

zusammenhängt), ist durch Generationen geprägt. Generationenzusammenhänge kommen laut Mannheim nicht bereits zustande, indem Personen, in denselben historisch-kulturellen Zeitraum geboren werden, sondern durch die spezifische Erlebnisschichtung, die sich für die Individuen daraus ergibt. Die Zugehörigkeit zu einer Generation ergibt sich aus der Möglichkeit zur Partizipation an denselben Geschehnissen aus derselben Bewusstseinschichtung heraus. Voraussetzung dafür ist wiederum die „Notwendigkeit des steten Tradierens [...] des ererbten Kulturgutes“ (Mannheim 1928: 182). Zwar betrachtet Mannheim das Phänomen der Generationen generell vor dem Hintergrund einer linearen Fortschrittslogik der Gesellschaft, dennoch ist an dieser Stelle anzumerken, dass er nicht davon ausgeht, dass jüngere Generationen stets mit progressiven und ältere mit konservativen Idealen in Verbindung gebracht werden können (Mannheim 1928: 180). Zudem verdeutlicht Mannheim (ebd.: 181), dass sich auch jüngere Generationen auf Denkmuster und Handlungsstrategien beziehen können, die von früheren Generationen als problematisch identifiziert wurden. Dies inkludiert die Möglichkeit einer gewissen Zirkularität historischer Entwicklungen. Das spiegelt sich in Mannheims These wider, dass Generationen sich stets gegenseitig beeinflussen. Die Kontinuität, mit der der Generationenwechsel vorstättgeht, ermögliche eine schrittweise gesellschaftliche Transformation.

Zentral für das Verständnis von Generationalität ist schließlich Mannheims Unterscheidung zwischen a) Generationslagerung, b) Generationszusammenhang und c) Generationseinheit (vgl. ebd.: 309-311). Als Personen mit einer gemeinsamen Generationslagerung versteht Mannheim Individuen, die zur gleichen Zeit in die gleichen historisch-sozialen Gegebenheiten hineingeboren werden. Ein Generationszusammenhang entstehe erst dann, wenn sich durch ähnliche Erfahrungsschichtungen eine Verbindung zwischen den Individuen entsteht. Zwei Personen, die der gleichen Generationslagerung angehören, müssen nicht denselben Generationszusammenhang teilen. Die Generationslagerung (d.h. etwa im gleichen Jahrgang geboren zu sein) macht prinzipiell die Partizipation an einem Generationszusammenhang möglich, aber keinesfalls verpflichtend. Eine noch konkretere Verbundenheit zwischen den Individuen bedeutet letztlich die Generationseinheit, die sich in einem bewusst gemeinsamen Umgang mit den vorhandenen Gegebenheiten äußert. Den Unterschied zwischen Generationszusammenhang und -einheit beschreibt Mannheim anhand des Beispiels der Strömungen von Romantik und Rationalismus, die beide in etwa Anfang des 19. Jahrhunderts in Europa entstanden sind. Während Individuen dabei den gleichen Generationszusammenhang aufweisen (d.h. Teil des gleichen historischen Schicksals sind), werden in Romantik und Rationalismus zwei sehr unterschiedliche Generationseinheiten sichtbar.

An dieser Stelle scheint ein Verweis auf feministische Kritik an Mannheims Generationenmodell wichtig. Denn diese zeigt auf, wie Mannheims Konzeptualisierung von Generationen und dem damit verbundenen sozialen Wandel auf sprachlicher wie inhaltlicher Ebene von geschlechterhierarchischen und elitären Vorstellungen geprägt ist. Dies wird besonders durch einen näheren Blick darauf deutlich, welche Subjekte Mannheim zufolge letztendlich Geschichte schreiben (vgl. Benninghaus 2005, Jureit 2006). Christine Benninghaus analysiert in ihrem Artikel *Das Geschlecht der Generation* (2005) Mannheims Generationenbegriff in seinem historischen Entstehungskontext in Hinblick auf seine vergeschlechtlichten Implikationen hin. Sie kommt zu dem Schluss, dass Mannheim bereits auf sprachlicher Ebene soziale Transformation männlich codiert und dies auf inhaltlicher Ebene fortführt (Benninghaus 2005: 131f.). Mannheims Zuschreibungen, wer die Träger*innen sozialen Wandels seien, sind also nicht als geschlechtsneutral zu verstehen. Ulrike Jureit hält fest, dass „historischer Wandel [bei Mannheim, Anm.] als im politisch-öffentlichen Raum hergestellter und durchzusetzender Prozess verstanden [wird], an dem vorzugsweise Akteure beteiligt sind, die nach zeitgenössischer Vorstellung ohnehin für die notwendige politische Gestaltungsmacht prädestiniert schienen: junge, bürgerliche, Männer mit Bildungshintergrund und Aufstiegsambitionen“ (ebd. 2006: 34-35). Eine Historisierung von Mannheims Generationenkonzept verweist nicht nur auf geschlechterpolitische Diskurse der 1920er Jahre. Sie ist v.a. nützlich, wenn es darum geht zu reflektieren, welche Formen sozialer Transformation Mannheims Generationenmodell überhaupt in den Blick nimmt bzw. nehmen kann.

Nichtsdestotrotz bietet Mannheims mittlerweile klassischer Aufsatz nicht zu Unrecht einen wichtigen Ausgangspunkt für die soziologische Generationenforschung. Wesentlich an Mannheims Herangehensweise an Generationendynamiken ist zuallererst, dass er überzeugend gegen eine bloße Zuordnung zu Generationen gemäß von Jahrgängen/Alterskohorten argumentiert. Dadurch wird das Phänomen Generation aus historisch-politischer Perspektive interessant; und der spezifische soziokulturelle Entstehungskontext von Generationen rückt in den Vordergrund. Durch diese Sichtweise macht Mannheim Generationalität als *soziales* Problem greifbar. Darüber hinaus identifiziert Mannheim die spezifische Generationslagerung und Erlebnisschichtung als Basis sozialen Wandels – und das, ohne dabei eine apriorische Typenbildung von Generationen vorzunehmen. Interessanterweise erfuhr Mannheims Aufsatz trotz der breiten Rezeption zwar Anwendung in sehr unterschiedlichen sozialwissenschaftlichen Gebieten, der zentrale Fokus auf Generationalität als Marker für sozialen Wandel findet sich jedoch nur in wenigen Werken in gleicher Intensität wieder (ausführlich dazu Thon 2008: 73ff.). Christine Thon kommentiert dies wie folgt: „Es wird also nicht mehr, wie es Mannheims Intention war, der soziale Wandel

ins Visier genommen; vielmehr wird mit der Charakterisierung und Etikettierung von Generationseinheiten lediglich etwas beschrieben, in dem sich allenfalls die Ergebnisse dieses Prozesses manifestieren“ (Thon 2008: 77). Damit wird nur ein Teil von Mannheims These rezipiert und die Dynamik von Generationalität unzureichend beleuchtet. Wer Mannheims These, dass Generationen Marker sozialen Wandels seien, ernst nehmen möchte, müsse Thon zufolge soziale Transformation zum Ausgangspunkt der soziologischen Beschäftigung mit Generationalität nehmen (Thon 2008: 73). In diesem Sinne zielt Generationenforschung nicht darauf ab, die Gesellschaft in klar voneinander abzugrenzende Gruppen einzuteilen. Mannheims Generationenmodell macht es hingegen möglich, die (Umstände der) Konstruktion von Generationalität zu untersuchen und diese zugleich als dynamischen Prozess zu verstehen. Es geht dann weniger darum, gesellschaftliche Gruppen anhand von Generationen zu bilden, sondern darum die altersbedingte Gleichzeitigkeit unterschiedlicher Wirklichkeitsinterpretationen sichtbar zu machen. Joachim Matthes (1985) tut dies etwa, indem er Mannheims These (die Mannheim wiederum in Anlehnung an den Kunsthistoriker Pinder formuliert hat) aufgreift, dass Generationen u.a. die Funktion hätten, die „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ zu regeln. Er beschreibt Generationalität als Form des gesellschaftlichen Umgangs mit Zeitlichkeit. Ralf Bohnsack und Burkhard Schäffer (2002) sind ebenfalls an Generationalität als dynamisches Konstrukt und als Merkmal sozialen Wandels interessiert. Die Autoren begreifen Generationen als konjunktiven Erfahrungsraum, der ein unmittelbares Verstehen zwischen Individuen derselben Generation ermöglicht. In Anknüpfung an die Biographieforscherin Gabriele Rosenthal formuliert Christine Thon: „Vor dem Hintergrund dieses dynamischeren und mehrere Faktoren einbeziehenden Generationenmodells werden auch Versuche fragwürdig, lückenlose Generationenfolgen für ganze Gesellschaften zu formulieren“ (Thon 2008: 82).

Die vorliegende Arbeit basiert ebenfalls auf einem dynamischen Generationenbegriff, der die diskursive Konstitution von Generationen in den Blick nimmt. Anknüpfend an Mannheim untersuche ich in meiner Masterarbeit, inwiefern Generationen – und damit verbunden unterschiedliche Generationsstile bzw. Generationseinheiten in den Selbsterzählungen von Feminist*innen über feministische Bewegungsströme re-/produziert werden und wie diese in den Erzählungen u.U. mit sozialem Wandel in Verbindung gebracht werden.

3.2 Generation in der (Frauen-)Biographieforschung

Eine Subdisziplin der Soziologie, die nicht nur die Dynamik von Generationalität in den Blick nimmt, sondern diese sowohl auf theoretischer wie auch empirischer Ebene maßgeblich weiterentwickelt hat, ist die Biographieforschung. Für die Soziologie zeigt sich insbesondere seit den 1980er Jahren ein vermehrtes Interesse an Biographien. Die Biographieforschung

versucht dabei soziale Wirklichkeit über (auto-)biographische Erzählungen zu rekonstruieren (Rosenthal 1995: 18). Rosenthal beschreibt die performative Herstellung von Generationen dabei als Prozess, der sich nicht nur durch die Interaktion von Angehörigen einer Generation untereinander auszeichnet, sondern relational ist, in dem Sinn, dass sie unweigerlich mit Abgrenzungen von anderen Generationen verbunden ist (Rosenthal 1997, 2000). Biographieforscher*innen fragen deshalb nicht bloß auf mikrosozialer Ebene, wie Generationen ausverhandelt und konstruiert werden, sondern setzen diesen Prozess in Konnex mit Meso- und Makrostrukturen der Gesellschaft. Rosenthal geht davon aus, dass die Rekonstruktion einzelner Fälle (anhand von individuellen Biographien) es ermöglicht "auf die Fallstruktur anderer sozialer Einheiten [zu schließen], zu denen der analysierte Fall gehört" (ebd. 2008: 196). Gabriele Rosenthals Zugang zur Biographieforschung übersetzt Mannheims Generationenbegriff m.E. auf sehr nützliche Weise in die empirische Praxis.

Christine Thon greift Rosenthals Zugang zur Biographieforschung auf. Ihre Studie *Frauenbewegung im Wandel der Generationen* (2008) stellt damit eine der wenigen empirischen Auseinandersetzungen mit diesem Phänomen im Kontext der Frauenbewegungsforschung dar. Mittels biographischer Rekonstruktion versucht die Autorin nachzuzeichnen, welche Auswirkungen die feministische Bewegung der 1970er Jahre auf Einstellungen von Frauen zu Geschlechtergerechtigkeit hat/te bzw. ob und wie feministische Forderungen und Ideen in der Alltagspraxis ihrer Interviewpartnerinnen Anwendung finden. Thon versucht durch biographische Rekonstruktion den durch die westdeutsche Frauenbewegung mitbedingten sozialen Wandel in der Lebensrealität und den Einstellungen von Frauen unterschiedlicher Generationen nachzuzeichnen. Die Autorin fokussiert dazu nicht nur auf offensichtliche Protagonist*innen der Frauenbewegung, sondern nimmt auch ihre sog. ‚Hidden Protagonists‘ (ein Terminus, den Thon von Ute Gerhard 1994 übernimmt) in den Blick; d.h. Frauen, die zwar nicht aktiv an feministischen Bewegungen beteiligt sind bzw. waren oder die ihnen sogar ablehnend gegenüberstehen, die aber dennoch deren Anliegen vorantreiben (Thon 2008: 60). Das können etwa Frauen sein, die in politischen Führungspositionen tätig sind und damit die feministischer Forderung nach politischer Partizipation mittragen; die sich aber gleichzeitig von feministischen Ideen distanzieren. Ingrid Miethes und Silke Roths These folgend, dass „soziale Bewegungen zur Veränderung von Gesellschaften und deren Institutionen bei[tragen] und damit auch die Lebensumstände und den Lebensverlauf von Menschen [beeinflussen], nicht nur derjenigen, die in ihnen aktiv sind“ (ebd. 2005: 103), ist diese Entscheidung durchaus stringent. Nach Interviewpartnerinnen suchte Thon deshalb „innerhalb *und außerhalb* der Frauenbewegung, [um] aufzuspüren und zu rekonstruieren, inwiefern sie sich als Trägerinnen sozialen Wandels auf die Frauenbewegung beziehen“ (Thon 2008: 64; Herv. S.H.). Der biographische Zugang in Christine Thons Studie eröffnet den Blick

darauf, wie Frauen unterschiedlicher Generationen feministische Bewegungen wahrnehmen – und zwar unabhängig davon, ob die interviewten Frauen sich selbst als Teil der Frauenbewegung verstehen. Zweifelsohne liefert Christine Thons biographische Studie damit wertvolle Einblicke in gesellschaftlichen und geschlechterpolitischen Wandel. Durch die Entscheidung, sowohl feministisch bewegte Frauen zu interviewen, als auch solche, die sich der feministischen Bewegung nicht zugehörig fühlen, verschiebt sich der Fokus der Studie zwingend ein Stück weit weg von *feministischen* Generationen. Thons Fokus auf die Auswirkungen feministischer Bewegungen über Generationen hinweg, ermöglicht es nur begrenzt, Aussagen darüber zu treffen, wie Generationalität und soziale Transformation *innerhalb* feministischer Bewegungen ausverhandelt werden. Vor diesem Hintergrund kann der mehrdeutige Titel *Frauenbewegung im Wandel der Generationen* irreführend sein.

In ihrer Studie geht Thon nicht davon aus, dass es einen kausalen Zusammenhang zwischen Frauenbewegung und intergenerationalen Wandel gäbe. Sie sucht aber „innerhalb der identifizierten intergenerationalen Wandlungsprozesse nach möglichen Zusammenhängen mit der Frauenbewegung“ (ebd. 2008: 444).

Thon führte biographisch-narrative Interviews mit insgesamt sechs Großmüttern, sechs Müttern und sieben Töchtern. In einer detaillierten Kontrastierung stellte Thon eine Familie, die eine enge Verbindung zur Frauenbewegung aufwies einer solchen gegenüber, die sich durch eine besondere Distanz zu feministischen Bewegungen auszeichnete (Thon 2008: 132). Das Sampling der Interviewpartner*innen anhand familialer Generationen ist ein Aspekt von Thons Studie, den es durchaus kritisch zu reflektieren gilt. Thon weist an mehreren Stellen auf den Konstruktionscharakter von Generationalität hin. Sie versteht „die Konstruktion einer Generationszugehörigkeit [als] Modus, in dem sich Menschen zu sich und ihrer Umwelt ins Verhältnis setzen“ (Thon 2008: 83). Auffallender Weise thematisiert die Autorin ebendies aber kaum in Bezug auf die spezifische Auswahl ihrer Interviewpartner*innen. Schließlich birgt die Entscheidung familiale Generationenfolgen zur Basis der empirischen Analyse zu machen zumindest das Potenzial in sich, eben jene psychologisierenden Erklärungsmodelle zu bedienen, die feministische Generationenkonflikte mittels unaufgelöster Mutter-Tochter-Konflikte erklären (ich gehe darauf näher in Kapitel 4.1.1 ein). Die Analyse von Generationalität an familialen Generationenfolgen legt schließlich eine vereinfachende Festmachung sozialen Wandels anhand von Alterskohorten (s. dazu Kapitel 4.1.2) nahe. Nun argumentiere ich nicht, dass Thon dies (in umfassender Weise) tut; die spezielle methodische Anlage der Studie begünstigt die genannten, simplifizierenden Lesarten nichtsdestotrotz.

Thon identifiziert im Generationenvergleich einige Wandlungstendenzen, die sie als Bilanz der Frauenbewegung wertet (ebd. 2008: 435): Diese verortet sie im Bereich des Verhältnisses von Öffentlichkeit und Privatheit – und hier besonders im Verhältnis familiärer Kontexte und

Reproduktionsarbeit. Thon zufolge zeige sich anhand der Biographien, dass die Festlegung der Rolle von Frauen als Mutter und ihre Aufgaben im häuslichen und partnerschaftlichen Zusammenleben in der Generation der Mütter und Töchter wesentlich weniger Zwangscharakter habe, als dies für die Generation der Großmütter der Fall sei. Erwerbsarbeit habe für jüngere Generationen einen gänzlich anderen Stellenwert als Reproduktionsarbeit und wird als wesentliche Voraussetzung für Autonomie und Selbstbestimmung empfunden (ebd.: 349). Thon sieht in den biographischen Erzählungen, in denen Erwerbsarbeit zum zentralen Marker für Handlungsfähigkeit und Autonomie konzipiert wird, eine starke Orientierung an einem neoliberalen Verständnis von Wirtschaft und Gesellschaftsorganisation. In der Mutter- und (nochmals verstärkt) in der Tochter-Generation sieht Thon diesen Fokus auf Erwerbsarbeit als besonders ausgeprägt. Damit verbunden sei ein auf individueller Verantwortung basierendes Autonomiepostulat (ebd.: 448). Thon kritisiert dies wie folgt: „Wenn Entscheidungen unter der Annahme, dass jedem Individuum immer alle oder zumindest mehrere Optionen offen stehen, als prinzipiell selbstbestimmt konstruiert werden, sind sie kaum mehr hinterfragbar, auch wenn sie lediglich Normen reproduzieren oder das dominante Geschlechterverhältnis stabilisieren“ (ebd.: 451). Hier scheint sich widerzuspiegeln, was etwa McRobbie (2010) als „Aufstieg des neoliberalen Geschlechterregimes“ problematisiert; nämlich die Verlagerung der Verantwortung für die eigene gesellschaftliche Position und damit verbundene Ressourcen in den Aufgabenbereich der Individuen, was potenziell eine Ausblendung gesellschaftlicher (rassistischer, sexistischer, homophober,...) Diskriminierungsverhältnisse begünstigt. Diese Tendenz sieht Thon als Grund für ein mangelndes feministisches Verständnis jüngerer Generationen. Obwohl Thon nicht explizit Bezug darauf nimmt, findet sich eine sehr ähnliche Argumentationslinie im Übrigen bei Villa (2003), die diese Entwicklung als Individualisierungstheorem bezeichnet. Thon kommt zu dem Schluss, dass besonders bei jüngeren Generationen die „Notwendigkeit sozialen Wandels nicht mit einer Notwendigkeit politischen Handelns verknüpft“ werde (ebd.: 458). Ohne dieser These ihre Gültigkeit absprechen zu wollen, möchte ich an dieser Stelle dennoch betonen, dass Thons Methodenwahl eine derartige Interpretation mitunter begünstigt. Einerseits wählte Thon für ihre Analyse eine Familie, die ein distanziertes Verhältnis zur Frauenbewegung hat. Andererseits rekonstruiert sie die Biographie einer Familie, in der die Mutter Teil der Frauenbewegung ist. Dabei zeichnet Thon an anderer Stelle nach, wie für die spezifische Art der Konstruktion sozialen Wandels in den Erzählungen ihrer Interviewpartner*innen die jeweilige Mutter-Generation als Negativfolie für die eigene Biographie verwendet wird (ebd.: 444). Die Tendenz der Abgrenzung finde sich Thon zufolge interessanterweise nicht nur bei der Tochter-Generation wieder. Auch Mütter würden ihre eigene Biographie – und die erlebten Grenzen und Defizite im eigenen Handlungsspielraum – als Negativfolie heranziehen, um die Möglichkeiten jüngerer Generationen zu betonen (ebd.: 441). Die Trennung zwischen

unterschiedlichen Sphären und Handlungszusammenhängen unterschiedlicher Generationen spielt laut Thon für alle Generationen eine wichtige Rolle (ebd. 443). Vor diesem Hintergrund könnte auch die Abgrenzung von feministischen Bewegungen in der Töchtergeneration gedeutet werden. Die Distanzierung von Idealen der Frauenbewegung könnte also nicht nur vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Hegemonie des Individualisierungstheorems, sondern auch im Kontext familiärer Beziehungen verstanden werden. Wenn Thon auf Basis ihrer Interviews also von einer „mangelnden Resonanz der Frauenbewegung bei vielen v.a. jüngeren Frauen“ spricht (ebd.: 457), wirkt dies mitunter ein wenig zu pauschalisierend – zumal die Autorin an anderer Stelle ja kritisiert, dass die Idee, dass Feminismus jemals ein Mainstream-Phänomen gewesen sei, eher als romantisierender Rückblick, denn als historische Tatsache zu verstehen sei (ebd.: 34).

Ungeachtet der genannten Kritikpunkte bildet Thons *Frauenbewegung im Wandel der Generationen* eine wichtige Basis für die vorliegende Masterarbeit, wie im folgenden Kapitel deutlich wird. Besonders auf theoretischer Ebene ist Thons Argumentation gegen idealtypische Generationenmodelle, die das komplexe Verhältnis von Feminismen und Feminist*innen unter- und zueinander vereinfachen, ausgesprochen hilfreich. Ihre Lesart des Generationenproblems von Karl Mannheim ist deshalb prägend für die vorliegende Arbeit. Gerade die Orientierung an familialen Generationen erscheint mir für die Fragestellung der vorliegenden Arbeit aus den genannten Gründen jedoch nicht zielführend, weshalb ich mich bewusst gegen einen biographischen Zugang entschieden habe.

3.3 Exkurs in die Konfliktsoziologie

Die Frage danach, welche Auswirkungen eine etwaige Zugehörigkeit zu einer Generation habe, ist Ausgangspunkt der soziologischen Generationenforschung. Der Blick auf mögliche Konfliktlinien zwischen unterschiedlichen Generationen ist dabei von besonderem Interesse – wohl nicht umsonst betitelte Karl Mannheim seinen Aufsatz *Das Problem der Generationen*. Wie ich in Kapitel 4 näher beschreibe, ist gerade für die feministische Beschäftigung mit Bewegungsgenerationen die Frage leitgebend, wie mittels Generationenkonflikten Differenzen zwischen Feminist*innen begründet werden können. Mittels eines kurzen Exkurses möchte ich darlegen, wie mitunter Elemente aus der Konflikttheorie hilfreich bei der Erklärung feministischer Generationenkonflikte sein können. Die folgenden Ausführungen sind dabei als Anstoß für eine weiterführende Debatte zu sehen, die Ansätze der feministischen (Generationen-)Forschung mit jenen der soziologischen Konflikttheorie verknüpft. Zentral ist dabei die Annahme, dass der alltagssprachlich tendenziell negativ konnotierte Begriff des Konflikts aus soziologischer Perspektive durchwegs nicht bloß als destruktiv verstanden

werden muss. Aus soziologischer Sicht können Konflikte, so die wesentliche These, eine produktive Funktion haben.

Bereits Anfang des 20. Jahrhunderts wies Georg Simmel darauf hin, dass es keine sozialen Einheiten gäbe, die frei von Widersprüchen und Kampf wären und ausschließlich auf Konsens und Harmonie beruhten (ebd. 1908: 167). Konflikte sind eine mögliche Reaktion auf spannungsreiche Elemente in sozialen Beziehungen. Im Gegensatz zu anderen Strategien der Spannungsreduktion, wie etwa Vermeidung bzw. Kontaktabbruch, erlaubt „der Konflikt, als Mechanismus der Spannungsauflösung, [...] eine (wenigstens vorläufige) Fortsetzung der sozialen Beziehung, die ohne die Möglichkeit der Konfliktaustragung nicht aufrecht zu erhalten wäre“ (Bark 2012: 35). Anders als es vielleicht für das alltägliche Verständnis von Konflikten der Fall ist, kann ihre zentrale Aufgabe somit die Beziehungsführung sein (Bark 2012: 36). Simmel spricht Konflikten sogar die Funktion zu, dass sie „Interessengemeinschaften, Vereinheitlichungen, Organisationen verursach[en] oder modifizier[en]“ (ebd. 1908: 186). Der Fokus auf die integrativen Elemente von Konflikten soll nicht den Blick darauf verdecken, dass diese durchaus auch destruktive Funktionen für den gesellschaftlichen Zusammenhalt haben (Bark 2012: 108). Die Abgrenzung von anderen gesellschaftlichen Gruppen oder Individuen mittels der Austragung von Konflikten kann jedoch eine produktive Funktion haben. Simmels Ansatz ist vor allem interessant, weil er verdeutlicht, dass Konflikte eben nicht nur abgrenzend wirken, sondern auch identitätsstiftend sein können (ebd.: 197). Die kontinuierliche Abgrenzung von Individuen und Gruppen mit divergierenden Interessen festigt die eigene Identität. In Anlehnung an Simmel zeichnet Lewis Coser in *The Functions of Social Conflict* nach, wie die Distinktion durch Konflikte die Stabilität der eigenen (Gruppen-)Identität festigt (Coser 1956: 33). Die diskursive Konstruktion und Reproduktion von Konflikten und der wiederholte Bezug auf sie muss in diesem Kontext also nicht ausschließlich als Ausdruck einer Schwächung oder ausschließlichen Abgrenzung verstanden werden. Uneinigkeiten innerhalb einer sozialen Bewegung könnten so als Ausdruck divergierender Interessen(sgemeinschaften) verstanden werden. Des Weiteren erscheint mir der Hinweis auf Simmels Argument wichtig, dass es in der Praxis oft schwierig zu unterscheiden sei, „ob der angebliche Gegenstand des Streites wirklich dessen Veranlassung oder nur ein Ausläufer schon bestehender Gegnerschaft ist“ (Simmel 1908: 197). In Rückbindung an Mannheim wird darin besonders deutlich, wie wichtig eine genaue Analyse der Beschaffenheit jener Phänomene ist, die gemeinhin als Generationenkonflikte betitelt werden. Tatsächlich ist zu hinterfragen, ob allen Konflikten, die als generational bedingt benannt werden, Generationenfragen zugrunde liegen. Nun muss an dieser Stelle vermerkt werden, dass sich sowohl Simmel als auch Coser vorrangig auf die makrosoziale Funktion von Streit als Austragung von Konflikten beziehen, indem sie Streit als eine „Form der Sozialisation“ (Coser

1956: 31) in den Mittelpunkt stellen. Die Anwendung auf der Mikro- und Mesoebene gesellschaftlichen Zusammenlebens bietet sich dennoch an – denn nicht zuletzt auf argumentativer Ebene greifen die beiden genannten Autoren auf die gesellschaftliche Mikro- bzw. Mesoebene zurück.

Einen weiteren wesentlichen Beitrag zur soziologischen Beschäftigung mit Konflikten leisten die systemtheoretischen Überlegungen Niklas Luhmanns. Ähnlich wie Simmel beschreibt auch Luhmann Konflikte vor allem als Fortsetzung (und nicht Abbruch) soziale(r) Beziehungen. Auf diesen Aspekt von Luhmanns Ausführungen soll an dieser Stelle besonders fokussiert werden. Luhmann verortet Konflikte grundsätzlich im Feld der Kommunikation – und begreift sie damit als Bestandteil sozialer Systeme. Kommunikation bietet Luhmann zufolge Anschlussmöglichkeiten und erzeugt bestimmte Erwartungen. „Der Widerspruch entsteht dadurch, dass er kommuniziert wird“ (Luhmann 1991: 450), indem mit den Erwartungen gebrochen wird. Die durch Widersprüche herbeigeführten Erwartungsunsicherheiten sind laut Luhmann Teil der notwendigen Instabilität sozialer Systeme. „Widersprüche sind [...] zu sehen als Spezialeinrichtungen der Unsicherheitsamplifikation; sie verunsichern sozusagen gezielt – sei es in einer darauf abzielenden Analyse, sei es in widersprechender Kommunikation“ (Luhmann 1991: 502). Widersprüche und Konflikte erhalten bei Luhmann mitunter die Kommunikation zwischen den gegnerischen Akteur*innen (Bark 2012: 37). Für den Systemtheoretiker muss die Auflösung eines Konflikts damit nicht zwingend ein zentrales Anliegen sein. Wenn die Konflikte nicht beiseite geschoben werden und der Widerspruch auf dieser Seite aufgelöst wird (Bark 2012: 38), gibt es für Luhmann eine weitere Möglichkeit der Beziehungsfortsetzung: die Konditionierung von Konflikten (Luhmann 1991: 532). Fortdauernde Konflikte könnten zur Basis der sozialen Beziehung gemacht werden; die widersprüchliche Positionierung sichert so das Fortbestehen. Der Konflikt wird damit zu einer „relativ zeitbeständige[n] Identifikationslinie“ (Luhmann 1991: 533). Für Luhmann sind interaktionelle Konflikte immer auch gesellschaftliche Konflikte und je mehr Relevanz sie für die Gesamtgesellschaft haben, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit, dass sie nicht aufgelöst, sondern fortgesetzt werden (Luhmann 1991: 535). Die Zusammenführung der gesellschaftlichen und Mikro- und Makroebene macht Luhmanns Ansatz hier besonders interessant.

Vor dem Hintergrund soziologischer Konflikttheorien eröffnet sich eine neue Perspektive auf (feministische) Generationenkonflikte, die sich klar abgrenzen lässt von bestehenden Wirkungsanalysen und Bilanzierungsversuchen. Das Element des Konflikts wird so nicht ausschließlich als dysfunktional bzw. desintegrativ verstanden; neue Deutungsmomente werden so sichtbar. Ich möchte dies an einem Beispiel verdeutlichen: Der massenmediale Diskurs über sog. feministische Generationenkonflikte kann sehr wohl weiterhin als

antifeministische Kritik begriffen werden (so etwa bei Flicker 2008, Schmincke 2013). Darin könnte der Widerspruch zwischen der vorherrschenden Geschlechterlogik und feministischen Idealen gesehen werden. Der feministische Bezug auf Generationenkonflikte muss jedoch nicht als Spiegel bzw. Inkorporation des antifeministischen Backlashs gesehen werden, sondern könnte gleichzeitig eine produktive Funktion für feministische Bewegungen haben. Mitunter macht es die Fortführung der Beziehung, die der Konflikt begünstigt, überhaupt erst möglich, unterschiedliche Strömungen und politische Positionierungen unter dem Überbegriff ‚Feminismus‘ zusammenzufassen. Was als Konflikt zutage tritt, kann so vielleicht als Ausdruck der Vielfalt und Pluralität feministischer Bewegungen interpretiert werden. Zugleich verweist Sasha Bark darauf, dass Konflikte Brüche im Fortbestehen der spezifischen Beziehungsführung markieren können (ebd. 2012: 36). Sie könnten in diesem Kontext also aufzeigen, wie unterschiedliche feministische Positionen um politische Hegemonie kämpfen. Der explizite Rückgriff auf Ansätze der Konflikttheorie macht eine Analyse möglich, die auch Ambivalenzen aufzeigt und zulässt.

Der kurze Exkurs in die Konfliktsoziologie sollte sichtbar machen, dass ein Zusammendenken konfliktsoziologischer Ansätze und feministischer Theorie sinnvoll sein kann. Ähnlich wie bei Mannheim wird Elementen des Widerspruchs in soziologischen Konflikttheorien ein wesentlicher Anteil an sozialem Wandel zugeschrieben. Insgesamt zeigen sich viele Parallelen zwischen Studien aus der Generationenforschung und jenen aus der Konfliktforschung. Es ist daher überraschend, dass diese beiden Ansätze in der Forschungspraxis so selten zusammengedacht werden.

4. Generationenmodelle im Feminismus

Im vorangegangenen Kapitel habe ich die grundlegenden theoretischen Konzepte zu Generationalität skizziert, auf denen meine Masterarbeit aufbaut. Ich habe diese Ansätze dabei auch aus geschlechtersensibler Perspektive kritisch reflektiert. Darauf aufbauend gehe ich nun zunächst der Frage nach, wie der Generationenbegriff bisher in feministischen Debatten verwendet wurde und welche Konsequenzen dies für die feministische Generationenforschung hat (Kap. 4.1). Ausgehend von den Arbeiten der Soziologin Christine Thon (2003, 2008) unterziehe ich die bestehenden Konzepte einer Typisierung (Kap. 4.2), um schließlich in einem Zwischenfazit (4.3) darzulegen, durch welche Charakteristika sich das Generationenverständnis der vorliegenden Arbeit auszeichnet.

4.1 Der Generationenbegriff in feministischen Debatten

Das *Problem der Generationen* ist relevant für Debatten über feministische Bewegungen – darauf deutet nicht zuletzt die Vehemenz mit der mitunter aktuell in Selbstdiskursen der

Frauen*bewegung über das Thema debattiert wird (an dieser Stelle sei erneut auf Sichtermann 2008 und Lantzsich 2012/2014 verwiesen) hin. Auch die zahlreichen Essays und anekdotenhaften Ausführungen zum Thema (z.B. Koch-Klenske 1991, Pusch 1993, sowie ein Großteil der Aufsätze in Berger 2006) deuten auf die Brisanz des Themas für feministische Selbstdiskurse hin. Burkhard Schäffers Beschreibung sog. „essayistischer Generationenkonzepte“ (ebd. 2003: 43) legt nahe, dass eine solche Herangehensweise nicht spezifisch für feministische Forschungszusammenhänge im Speziellen, sondern auch für die Generationenforschung im Allgemeinen sind. Autor*innen solcher Generationenkonzepte versuchen Schäffer zufolge „in zumeist intuitiver, oft introspektiv getönter Art und Weise gesellschaftliche Stimmungen einzufangen und auf den (Generationen-)Begriff zu bringen“ (ebd. 2003: 43). Das Interesse an der Debatte über feministische (Bewegungs-)Generationen findet hingegen kaum Widerhall in wissenschaftlichen Publikationen. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema erlebte einen Boom in den 1990er Jahren im Rahmen von, und als Antwort auf die zunehmende Forschung zu Neuen Sozialen Bewegungen (Thon 2008: 32-33). Die Thematik erfuhr zudem vermutlich nicht zufällig in den 1990er Jahren vermehrt wissenschaftliche Aufmerksamkeit, als die ersten Lehrstühle für Geschlechterforschung an deutschsprachigen Universitäten institutionalisiert wurden – was zweifelsohne mit einem vermehrten Legitimationsdruck, sowie einer Positionierung und Abgrenzung zwischen Frauenbewegung und -forschung einherging, die mit Selbstreflexion verbunden war. Seit den 1990er Jahren scheint das akademische Interesse an der Frage – mit wenigen Ausnahmen (v.a. Thon 2008) – jedoch abgeflaut zu sein. Die Anzahl an empirisch fundierten Arbeiten, die sich mit der Generationenfrage innerhalb feministischer Bewegungen beschäftigt, ist verschwindend gering (Thon 2008: 32). Aufgrund der geringen Anzahl von aktuellen Publikationen, die sich explizit der Generationenthematik in feministischen Bewegungen widmen, beziehen sich die Ausführungen zu Generationenmodellen in/über feministische/n Diskurse/n auf Publikationen, die zum Teil vor über 20 Jahren entstanden sind. So ist etwa der 1994 von Ilse Modelmog und Ulrike Gräbel herausgegebene Sammelband *Konkurrenz und Kooperation*, der eine ganze Reihe von Aufsätzen zur Thematik beinhaltet, eine zentrale Quelle für die vorliegende Masterarbeit. Darüber hinaus liefert Christine Thons Monographie *Frauenbewegung im Wandel der Generationen* (2008) einen aktuelleren Einblick in Selbstdiskurse über Generationen in feministischen Bewegungen. Thon liefert in ihrer Studie nicht nur auf empirischer Ebene interessante Einblicke zu Generation und Feminismus – ihr Werk bietet einen umfassenden und strukturierten Überblick über einige der einflussreichsten (größtenteils essayistischen) Annäherungen an diesen Themenkomplex. Die folgende Kategorisierung der unterschiedlichen Generationenmodelle orientiert sich an Thons Analyse (insbes. ebd. 2008: 57-63). Sie beschreibt, dass der Generationenbegriff häufig dazu diene, inhaltliche Konflikte zwischen Angehörigen unterschiedlicher Alterskohorten zu beschreiben.

Andererseits würde oftmals das der Psychoanalyse entlehene Konzept von Mutter-Tochter-Dynamiken auf widersprüchliche Beziehungen in feministischen Kontexten angewandt (dazu Thon 2003: 111). Bevor ich anhand dieser Kategorisierung näher darauf eingehe, welchen Argumentationslinien feministische Bewegungsgenerationenmodelle folgen, erscheint der Hinweis auf eine zentrale Gemeinsamkeit wichtig: Unabhängig vom Entstehungszeitpunkt des Textes und unabhängig davon, ob sich die zitierten Autor*innen an Mutter-Tochter-Schemen oder Geburtskohorten orientieren, machen sie alle die sog. junge Generation zum Ausgangspunkt für Bilanzierungsversuche bzw. Miss-/Erfolge feministischer Bewegungen. Christine Thon kommentiert diese Fokussierung mit den folgenden Worten: „Das augenscheinliche Desinteresse junger Frauen an frauenpolitischen Themen und insbesondere an den bisherigen Inhalten, Aktions- und Organisationsformen der Frauenbewegung wird immer wieder als das größte Problem für das Fortbestehen der Bewegung identifiziert“ (Thon 2008: 52). Dass in (wissenschaftlichen) Diskursen um Generationen derart häufig auf die Rolle der Angehörigen jüngerer Generationen fokussiert wird, kann im Übrigen auch darin begründet sein, dass dies bereits in Mannheims prägendem Aufsatz *Das Problem der Generationen* so angelegt ist.

In Kapitel 6 werde ich abschließend diskutieren, inwieweit die Ergebnisse aus den Interviews sich mit den im folgenden genannten Kategorisierungen decken und wo u.U. Erweiterungen notwendig sind.

4.1.1 Mutter-Tochter-Modelle

Der erste Erklärungsansatz auf den hier näher eingegangen werden soll und mit dem gemeinhin Generationen(konflikte) innerhalb feministischer Bewegungen analysiert und beschrieben werden, hat seinen Ursprung in der feministischen Psychoanalyse der 1970-90er Jahre: Er versucht feministische Generationen in Freud'scher Tradition psychologisch zu erklären und beschreibt Generationenkonflikte als Ausdruck einer Mutter-Tochter-Dynamik zwischen Feminist*innen unterschiedlichen Alters. Wesentliche theoretische Anknüpfungspunkte für diese Erklärungslogik finden sich beispielsweise in den Werken Margarete Mitscherlichs (1985) und Brigitte Noellekes (1985).

Anhand des Artikels *Wir sind eine undankbare Generation* von Erika Haas und Rita Seitz (1994) lässt sich gut nachzeichnen, wodurch sich Mutter/Tochter-Modelle im (feministischen) Generationendiskurs gemeinhin auszeichnen. Bereits der Titel des Artikels verweist auf dessen Kernthese: Die beiden Autorinnen beschäftigen sich mit (ihrer Meinung nach) generational bedingten Konflikten zwischen Feminist*innen vor dem Hintergrund der nach wie vor hochaktuellen Frage, wie feministische Solidarität – aber auch Konkurrenz – zu denken ist. Sie lehnen ihre Ausführungen einerseits an das zum Zeitpunkt der Publikation viel zitierte

italienische *affidamento*-Konzept an, das eine gegenseitige positive Bestärkung unter Frauen fordert (ausführlich dazu: Knapp 1994). Andererseits greifen Haas und Seitz auf die Werke feministischer Psychoanalytiker*innen, und insbesondere auf Jessica Benjamin (1990), zurück, um die psychoanalytischen Theorien nach Freud zu reflektieren. Sie versuchen vor diesem theoretischen Hintergrund Konkurrenzverhältnisse zwischen Feminist*innen unterschiedlicher Generationen zu erklären. Nicht zuletzt der Rückgriff auf Freud und die feministische Psychoanalyse der 1990er Jahre legt die Anwendung eines Erklärungsmodells nach einem Mutter-Tochter-Schema nahe. Haas und Seitz verorten sich dabei selbst in der Generation der „streitbaren Töchter“ (Haas/Seitz. 1994: 144). Die Autorinnen argumentieren, dass die spätkapitalistische Strukturierung des Arbeitsmarktes in einem patriarchalen Staat unweigerlich zu Konkurrenzverhältnissen zwischen Frauen führt, die zugleich scheinbar unauflösbare Konflikte zur Folge hat. Die Unauflösbarkeit des Konflikts ergibt sich daraus, dass ebendieser patriarchalen Logik zufolge, Frauen Konkurrenz nicht leben (s. ebd. 138). Haas und Seitz sehen als Grund des Generationenkonflikts also eine Verteilungsfrage: Der „Arbeitsmarkt [sei] für feministische Wissenschaftlerinnen so strukturiert, dass etablierte Forscherinnen Nachwuchsstellen blockieren“ (ebd.: 145). Die Behauptung der Autorinnen, dass es kaum „brauchbare Vorbilder für Konkurrenz unter qualifizierten Frauen“ gäbe, hat meiner Einschätzung nach auch mehr als 20 Jahre nach Erscheinen des Artikels Relevanz. Das letztendliche Fazit von Haas und Seitz, nämlich, dass diese Konkurrenzverhältnisse vom „unbearbeitete[n] Mutter-Tochter-,Konflikt“ der unterschiedlichen Forscher*innengenerationen geprägt seien, ist allerdings weitaus weniger stringent erklärt und/oder belegt. Die beiden Autorinnen beschränken sich in ihren Ausführungen auf anekdotenhafte Erzählungen und verzichten weitgehend auf eine theoretische Einbettung ihrer Argumentation. Die These, dass es sich beim beschriebenen Generationenkonflikt um eine psychologische Übertragung eines Mutter-Tochter-Konflikts handle, der durch die fehlende Thematisierung noch verschärft würde (ebd.: 145), verliert damit an Nachdruck. Zudem birgt diese Erklärung meines Erachtens die Gefahr, dass real existierende, und mitunter strukturell bedingte Konflikte innerhalb feministischer Bewegungen auf eine individuelle Ebene übertragen werden.

Eine Vielzahl weiterer feministischer Denker*innen zog das psychologisierende Mutter-Tochter-Schema zur Erklärung von Konflikten und Dissonanzen im Feminismus heran (bspw. Koch-Klenske 1991, Henry 2004). Erwähnenswert erscheint in diesem Zusammenhang Maria Mies' 1994 erschienene Reflexion *Frauenbewegung und 15 Jahre ‚Methodische Postulate zur Frauenforschung‘*, in der die Autorin v.a. die Rezeption ihrer methodologischen Postulate kritisiert. Mies Anliegen darin ist keine Erklärung eines potenziellen Generationenkonflikts. Der Artikel ist dennoch als Teil des innerfeministischen Diskurses über Generationen(konflikte)

interessant. Mies verortet sich dabei selbst innerhalb der feministischen Mutter-Generation. Im Artikel wirft sie (jungen) Nachwuchsforscher*innen mangelnde Androzentrismuskritik vor und unterstellt ihnen wahlweise eine mangelnde bzw. falsche Rezeption ihrer Postulate. Sie kritisiert zudem deren (zu) starke Orientierung an den Denkmodellen angelsächsischer Feminist*innen (Mies 1994: 112 zit. n. Holland-Cunz 2003: 30). Schließlich wirft sie jungen feministischen Forscher*innen in sehr drastischen Worten vor, sie würden einen „akademischen Muttermord“ (ebd.: 115 zit. n. Holland-Cunz 2003: 30) begehen. Mies' Ausführungen wurden durchaus kritisch rezipiert. Die Politikwissenschaftlerin Barbara Holland-Cunz ist etwa der Meinung, der gesamte Text „schlitter[e] an der Peinlichkeitsgrenze entlang“ (ebd. 2003: 30). Der Verweis auf Maria Mies an dieser Stelle soll jedoch aufzeigen, mit welcher Heftigkeit die Debatte über feministische Generationen (insbesondere in den 1990er Jahren) mitunter geführt wurde. Dass die Bewertung von feministischem Generationenwechsel unter Bezug auf eine Mutter-Tochter-Dynamik keinesfalls immer derart negativ erfolgt(e), illustriert Ute Gerhard (2012 [Orig. 1998]) in ihrer historischen Analyse der (zentraleuropäischen) Frauenbewegung seit 1789: Im abschließenden Kapitel ihres Buches zeichnet sie ein durchaus positives Bild junger Feminist*innen. Dass diese sich anderer politischer Mittel bemächtigen, sieht Gerhard als positiv: „Schließlich ist nicht zu erwarten und nicht zu wünschen, dass junge Frauen in die Fußstapfen ihrer Mütter treten, dass Frauen einer anderen Generation deren Strategien und Vorstellungen von Emanzipation, deren Vorgehensweisen und Errungenschaften kritiklos übernehmen. Diese Errungenschaften müssen vielmehr neu angeeignet und auch auf neue Weise mit den Bedürfnissen, Interessen und Utopien der Frauen heute verbunden werden“ (ebd.: 2012: 122). Obwohl Gerhard in der Beschreibung feministischer Generationenkonflikte ebenso wie Maria Mies auf Mutter-Tochter-Modelle rekurriert, sieht Gerhard darin keine Bedrohung, sondern einen notwendigen Bruch, der die Relevanz feministischer Bestrebungen für den jeweiligen historischen Kontext sicherstellt.

Die bisher zitierten Werke haben gemeinsam, dass sie aus Perspektive der – um das Vokabular der Autor*innen zu verwenden – feministischen ‚Mutter‘-Generation geschrieben wurden. Doch Mutter-Tochter-Dynamiken wurden und werden auch von Autor*innen, die sich selbst der ‚Tochter‘-Generation zugehörig fühlen, herangezogen, um generationelle Konflikte innerhalb feministischer Bewegungen zu erklären. Exemplarisch für eine solche Herangehensweise möchte ich an dieser Stelle näher auf Astrid Henrys Monografie *Not My Mother's Sister* (2004) eingehen. Henry beschreibt darin Konflikte zwischen US-amerikanischen Feminist*innen, die in den 1960er und 1970er Jahren feministisch aktiv wurden und jenen, die in den 1990er Jahren durch den sog. Third Wave-Feminismus politisiert wurden. Henry geht vor dem Hintergrund US-amerikanischer Politik(en) der Frage nach, wo

Konfliktlinien innerhalb feministischer Strömungen liegen und inwieweit diese als Generationenkonflikt zu bezeichnen sind. Henry argumentiert, dass die Idee feministischer Generationen(konflikte) ursprünglich durch Feminist*innen der sog. zweiten Welle geprägt wurde. Die Selbstbeschreibung als Mütter sei Henry zufolge ein Mittel des Ausdrucks von Macht. Schließlich seien es diese feministischen Mütter, die ihre Töchter im Sinne feministischer Ideale erziehen (dürften/können). Das Wissen darüber, was es (nicht) als feministisch zu definieren gilt, sei den Müttern eigen (Chapter 2). Henry legt in weiterer Folge dar, dass gerade der dadurch entstandene Kampf um Macht und (v.a. immaterielle) Ressourcen prägend für das Entstehen der sog. dritten feministische Welle wurde. Um sich von der machtvollen Mutterfigur zu distanzieren, hätten junge Feminist*innen bewusst jene Themen zum Schauplatz ihrer politischen Kämpfe gemacht, die sie in der Generation der feministischen ‚Mütter‘ als zu wenig stark repräsentiert wahrnahmen. Henry illustriert in ihrer Analyse auch, wie Third Wave-Feminist*innen die Forderungen der ‚Mutter‘-Generation mitunter eklektisch rezipieren und möglichst gegensätzlich konstruieren, um sich besser von deren Forderungen abzugrenzen. Henry zeichnet stringent nach, wie die kritische Bezugnahme der ‚Töchter‘-Generation auf die feministischen ‚Mütter‘ deren Allmacht überhaupt erst mitkonstruiert (ebd. 2004: 115). Ein wichtiger Teil der Selbsterzählung von Third Wave-Feminist*innen der 1990er Jahre ist Henry zufolge zudem der mangelnde Bezug auf feministische Aktivitäten in den 1980ern (ebd. 2004: 17). Henrys Ausführungen beziehen sich auf die USA und können sicherlich nicht in ihrer Gesamtheit auf europäische Frauenbewegungen übertragen werden. Umso interessanter ist es, dass Ute Gerhard in ihrer historischen Analyse der (westdeutschen) Frauenbewegung sehr ähnliche Tendenzen für die Beziehung von sog. Feminist*innen der zweiten Welle zu feministischen Bestrebungen vor 1960 diagnostiziert (Gerhard 2012: 110). Henry argumentiert, dass die gleichzeitige Bezugnahme auf vorangegangene Feminismen (des 19. Und frühen 20. Jahrhunderts) und das Unsichtbar-Machen der Kontinuität feministischer Bestrebungen auch abseits breiter öffentlichkeitswirksamer Debatten eine Art Legitimation für das eigene feministische Tun sein können. Erst das (scheinbare) Fehlen feministischer Gesellschaftskritik mache deren Notwendigkeit ersichtlich (Henry 2004: 54-55)⁶. Und erst die blinden Flecken der feministischen ‚Mütter‘ rechtfertigen das Tun der rebellischen ‚Töchter‘ – et vice versa (ebd.: 7-8). An dieser Stelle wird bereits deutlich, was im Laufe der Arbeit mehrmals Thema sein wird: nämlich, dass Generationenkonflikte in den Selbsterzählungen feministischer

⁶ Zweifelsohne bedeuteten die beiden Weltkriege eine große Zäsur für europäische feministische Bewegungen (ausführlicher: Gerhard 2012: 77ff.). Die Wellen-Metapher und scheinbar auch die spezifischen Selbstdiskurse feministischer Bewegungen führen jedoch oftmals dazu, dass die historische Kontinuität feministischer Kämpfe nicht adäquat dargestellt wird und stattdessen ein schlaglichtartiger Fokus auf bestimmte Epochen, Zeiträume – und damit auch Kämpfe – gelegt wird.

Akteur*innen durchaus (wenngleich nicht ausschließlich und nicht immer explizit) als produktive Kraft beschrieben werden. Dies lässt sich für den deutschsprachigen Raum ähnlich festhalten. Susanne Weingartens und Marianne Wellershoffs (1999) Buch *Die widerspenstigen Töchter* ist ein populärwissenschaftlicher Beitrag zur Generationen-Debatte der 1990er Jahre. Darin kommen die beiden Autorinnen zu dem Schluss, dass Feminismus zwar als Begriff, nicht aber als Konzept veraltet sei. Ähnlich wie Henry (2004), allerdings in weitaus polemischerer Sprache formuliert, positionieren sie sich als einer (selbstdefiniert) jungen Generation von Feminist*innen zugehörig. Als „widerspenstige Töchter“ grenzen sich die Autorinnen von den „Veteraninnen des Opferfeminismus der 70er Jahre“ ab und kritisieren deren „Defizitansatz“ (Weingarten/Wellershoff 199: 209). Weingarten und Wellershoff erklären Widersprüche in feministischen Diskursen als Rebellion der ‚Töchter‘ gegen das Erbe ihrer ‚Mütter‘. Die Abgrenzung vom Defizitansatz der feministischen ‚Mutter‘-Generation scheint dabei der wesentlichste Bezugspunkt für die Formulierung der eigenen feministischen Forderungen zu sein. Auf dialektische Weise erzeugt also gerade das abgrenzende Element der Mutter-Tochter-Ansätze für Nähe.

Zusammenfassend zeigt sich, dass Mutter-Tochter-Dynamiken scheinbar unabhängig vom jeweiligen kulturellen Kontext zur Erklärung von feministischen Generationenkonflikten herangezogen wurden und werden. Im konkreten Vergleich werden dennoch kulturell spezifische Unterschiede in den jeweiligen Konfliktlagen deutlich. So sieht Henry etwa v.a. die mangelnde Diversität und Intersektionalität im Denken der „Mutter-Generation“ (2004: 148ff.) und deren unzureichende Beschäftigung mit Sexualität (ebd.: 88ff.) als vorrangigen Grund für das Abgrenzungsbedürfnis der feministischen ‚Töchter‘. Weingarten/Wellershoff (1999) beschreiben hingegen den (ihrer Meinung nach zu engen) Fokus auf weibliche Erfahrungen von Diskriminierung und Gewalt als wesentlichen Grund für generationale Konflikte. Im Vergleich der unterschiedlichen Positionen wird deutlich, dass die wechselseitige Delegitimation der jeweils ‚anderen‘ Generation entlang des Mutter-Tochter-Schemas ein wesentlicher Teil feministischer Identitätsbildung zu sein scheint. Dies muss allerdings im Kontext gesamtgesellschaftlicher Diskurse über Geschlecht/ergerechtigkeit gesehen werden. Schließlich verspricht die Positionierung innerhalb einer ‚streitbaren Tochtergeneration‘, die sich ganz klar von *ihrer* ‚Mutter‘-Generation abgrenzt (und diese mitunter sogar entwertet) genauso mediale Aufmerksamkeit wie der Vorwurf feministischer ‚Mütter‘, ihre ‚Töchter‘ würden ihre hart erkämpften Errungenschaften nicht entsprechend würdigen. Die Historikerin Ute Gerhard kommentiert die Hegemonie von Diskursen, die die Sinnhaftigkeit von Feminismus in Frage stellen, recht nüchtern: „Die Rede vom ‚Ende des Feminismus‘“ gehöre laut Gerhard schlichtweg „zu seiner Geschichte“ (ebd. 2012: 121). Jegliche Infragestellung der Wirkkraft feministischer Bewegungen muss als Stabilisierung des geschlechterpolitischen

Status Quo verstanden werden. Das kann mitunter erklären, weshalb widersprüchliche Stimmen eher wahrgenommen werden, als das Aufzeigen von feministischer Solidarität. Sich von (spezifischen) feministischen Positionen abzugrenzen, kann deshalb auch eine machtvolle Sprecher*innenposition bedeuten. Auf das mediale Framing von Feminismus in australischen Medien bezogen, beschreibt dies etwa eindrucksvoll Anthea Taylor (2006). In einer Analyse der Darstellung sog. Third Wave-Feminist*innen in australischen Medien kommt Taylor zu dem Schluss, dass junge Feminist*innen ganz bewusst feministische Generationenkonflikte als thematischen Rahmen nützen, um ihre eigenen Forderungen und Kämpfe öffentlichkeitswirksam in die mediale Debatte einzubringen (ebd. 2006: 18).

4.1.2 Jahrgangs-Modelle

Eine zweite gängige Beschreibung von Generationen in feministischen Bewegungen zieht Jahrgänge als definierendes Merkmal von Generationszugehörigkeiten heran. Beispielhaft für eine solche Herangehensweise seien an dieser Stelle zwei häufig zitierte Artikel näher beschrieben, nämlich Hilge Landweers Artikel Generationen in der deutschen Frauenforschung und Irene Stoehrs Analyse Gründerinnen – Macherinnen – Konsumentinnen?, die beide 1994 im von Ilse Modelmog und Ulrike Gräßel herausgegebenen Sammelband Konkurrenz und Kooperation erschienen sind. Die beiden genannten Autor*innen sind keineswegs die einzigen, die feministische Generationen anhand von Jahrgangs-Modellen zu beschreiben versuchen. Die genauere Analyse der Texte von Hilge Landweer und Irene Stoehr soll allerdings aufzeigen, dass auch bei den hier in einer Kategorie angeführten ‚Jahrgangs-Modellen‘ durchaus unterschiedliche Zugänge sichtbar werden.

Hilge Landweer versucht in ihrem gleichnamigen Artikel nicht nur Generationen in der deutschen Frauenforschung zu identifizieren, sie fragt darüber hinaus danach, welchen Erkenntnisgewinn der Einbezug eines Generationenmodells für feministische Debatten mit sich brächte. Obwohl Landweer sich in ihren Ausführungen nicht direkt auf Mannheim bezieht, wird rasch klar, dass sich ihr Generationenverständnis stark an Mannheims Idee eines Generationszusammenhangs orientiert (Landweer (1994: 118)). Anders als Mannheim geht Landweer aber davon aus, dass Generationalität darauf basiert, dass sich Individuen selbst als einer Generation zugehörig identifizieren – und damit über ein Bewusstsein über ihre Generationszugehörigkeit verfügen. Dieses Zugehörigkeitsgefühl und „Selbstverständnis“ (ebd.) ergebe sich Landweer zufolge nicht aus dem Erleben der gleichen historischen Ereignisse, sondern aus einer vergleichbaren Interpretation dieser Erlebnisse (ebd.). In Analogie zur Kategorie Geschlecht anerkennt Landweer deren soziale Konstruiertheit, die jedoch zugleich soziale Realität und damit weder „zufällig“, noch „zu überspringen“ (ebd.) ist. Bereits in Landweers einführenden Erläuterungen zeichnet sich ihre Skepsis gegenüber einer (diskursanalytischen) Dekonstruktion der Unterscheidung zwischen sex und gender, die sie

als „unverständliche und überflüssige Infragestellung des Feminismus“ (ebd.: 126) bezeichnet und als inhaltlichen Kern des feministischen Generationenkonflikts der 1990er Jahre identifiziert. Bevor ich näher auf diesen Vorwurf eingehe, seien zunächst jedoch die drei Generationen von Frauenforscher*innen beschrieben, die Landweer skizziert: Als erste Generation nennt Landweer jene Forscher*innen, die in den Jahrgängen vor 1948/49 geboren wurden und damit in die Student*innenbewegung 1968 involviert waren. Als generationenbildend beschreibt Landweer die aus dieser historischen Bedingung entstandene „‘vorfeministische‘ Kampfgenossenschaft mit Männern [...] und zwar unabhängig von der Frage, wie sie erlebt und später unter feministischen Vorzeichen interpretiert wurde“ (ebd.: 122). Jene Forscher*innen, die zwischen 1949 und 1959 geboren wurden, sieht Landweer als die zweite Generation, die sich dadurch auszeichnet, dass sie die Student*innenbewegung der 60er Jahre nicht mehr miterlebte, allerdings auch noch keine Lehrveranstaltungen mit feministischen Inhalten an der Uni vorfand, sondern diese mit aufbaute. Landweer selbst ist Teil dieser Generation. Als dritte Generation nennt Landweer schließlich Frauenforscher*innen aus den Jahrgängen nach 1959, die der Autorin zufolge „bereits als Jugendliche mit feministischen Ideen und der entsprechenden Politik in Berührung kamen“, und die an der Universität bereits Lehrveranstaltungen mit feministischem Inhalt vorfanden. Diese Student*innen der dritten Generation hätten, so Landweer die Töchter der Frauenforscher*innen erster und zweiter Generation sein können und zeichnen sich durch ein „etwas distanzierteres Verhältnis zu feministischen Inhalten bzw. zu deren institutioneller Umsetzung“ aus (ebd. 126). Den Generationenkonflikt der 1990er Jahre verortet Landweer vorrangig zwischen Angehörigen der ersten beiden „Gründerinnen-Generation[en]“ (ebd.: 125) und der dritten Generation, die vorwiegend dekonstruktivistische Geschlechtertheorien rezipiere. Landweer kommt zu dem Schluss, dass es sich dabei nicht um einen bloßen Konflikt Anhänger*innen unterschiedlicher Theoriestränge handelt – denn in diesem Fall müsste eine Übersetzung der Begrifflichkeiten in das jeweils andere Theoriekonstrukt möglich sein. Landweer argumentiert indessen, dass die „Welle der Butler-Begeisterung“ (Landweer 1994: 127) von Frauenforscher*innen der (von ihr identifizierten) ersten Generation nur mit Unverständnis wahrgenommen werden kann. Die Infragestellung des Subjekts Frau als Dreh- und Angelpunkt feministischer Kämpfe sei für diese Generation nicht nachvollziehbar. In diesem gänzlichen Unverständnis zeichne sich – um mit Mannheim zu sprechen – der unterschiedliche Generationszusammenhang ab. Landweers Ausführungen zeigen zudem, dass die hier getroffene Unterscheidung der verschiedenen Generationenmodelle nicht immer trennscharf ist: Schließlich greift sie in ihrer Analyse unterschiedlicher Generationen von Frauenforscher*innen an mehreren Stellen auf die bereits beschriebene Mutter-Tochter-Metapher zurück (etwa Landweer 1994: 125, 126). Mit einer ganz ähnlichen Dreiteilung

(„Pionierinnen“, „Professionelle“, „eigenständige Töchter“) beschreibt Ilse Lenz (1994) Generationen von Frauenforscherinnen.

Auch Irene Stoehr widmet sich in ihrem Aufsatz *Gründerinnen – Macherinnen – Konsumentinnen?* der Frage nach „Generationenproblemen in der Frauenbewegung der 1990er Jahre“ (ebd.: 1994: 91). Anders als Landweer bezieht sich Stoehr in ihrem Artikel explizit auf Mannheims Generationenmodell. Stoehr nimmt in ihren Ausführungen zuerst auf die sog. erste Welle der Frauenbewegung im Deutschland des frühen 20. Jahrhunderts Bezug, um die von ihr identifizierten Generationen an Frauenforscherinnen zu identifizieren und Parallelen zu Konflikten der sog. Ersten Frauenbewegung zu ziehen (ebd.: 93).⁷ In einem historischen Rückblick beschreibt Stoehr, dass die feministische Soziologin Marianne Weber (1870-1954) bereits im Jahr 1917 versuchte, die feministische Bewegung anhand eines Generationenmodells zu beschreiben und dabei eine Dreigenerationenfolge identifizierte: Weber unterscheidet zwischen der „heroischen, [...] klassischen und [...] romantische[n] Generation“ (Weber 1917 zit. n. Stoehr 1994: 93). Die erste, „heroische“ Generation beschreibt Weber als jene, die die meisten Widerstände erfuhr. Angehörige der zweiten, „klassischen“ Generation arbeiteten an der Verankerung und Umsetzung dessen, was die erste Generation feministischer Aktivistinnen erkämpft hatte. Die „romantische“ Generation schließlich konsumiert die Errungenschaften der beiden vorhergehenden Generationen. Der Rückgriff auf Weber ist insofern interessant, als sich dreiteilige Generationenmodelle in auffallend ähnlicher Weise in den Analysen der 1990er Jahre wiederfinden. Auch Irene Stoehr greift Webers Dreigenerationenmodell auf und wendet es als idealtypisches Analysemodell auf die Frauenforschung der 1990er Jahre an. Angehörige der ersten Generation, die Stoehr Gründerinnen nennt, seien um 1940 geboren und durch die „Erfahrung des Aufbruchs verbunden“ (Stoehr 1994: 94). Stoehrs Ausführungen ähneln hier jenen der zuvor zitierten Hilge Landweer (1994). Die Beschreibung der zwischen 1950 und 1955 geborenen zweiten Generation feministischer „Projekte-Macherinnen“ (Stoehr 1994: 98) deckt sich ebenso in weiten Teilen mit Hilge Landweers zweiter Generation (1994:125f.). Als „Angebotsgeneration“ bezeichnet Stoehr (1994: 101) schließlich Frauenforscher*innen, die nach 1960 geboren sind. In ihrer Analyse westdeutscher Wissenschaftsdiskurse über feministische Generationen übt Christine Thon scharfe Kritik an dieser Wortwahl Stoehrs. Thon argumentiert, der Angebotsbegriff in „Stoehrs Modell [mache es] gerade nicht mehr ohne weiteres möglich, von einer ‚Frauenbewegungsgeneration‘“ zu sprechen (Thon 2008: 58, Herv. i. O.). In der

⁷ Tatsächlich passiert eine solche Bezugnahme auf feministische Kämpfe früherer Jahrhunderte aus aktueller Perspektive auch im Kontext feministischer Wissenschaften auffallend selten. Eine Ausnahme dafür bildet etwa Ute Gerhard historische Annäherung *Die Töchter der Emanzipation* (2000), in dem die Autorin Parallelen zwischen dem konfliktreichen und bruchhaften Übergang von der sog. ersten zur zweiten bzw. der sog. zweiten zur dritten Welle der Frauenbewegung zieht. Auf begrifflicher Ebene orientiert sich Gerhard an der bereits beschriebenen Mutter-Tochter-Metapher.

Kontrastierung der Artikel von Hilge Landweer und Irene Stoehr komme ich hingegen zu einem ganz anderen Fazit: Im Gegensatz zu Landweer, die ganz eindeutig Position für die ersten beiden Generationen von Frauenforscher*innen ergreift und nahezu abschätzig über Nachwuchsforscherinnen schreibt, benennt Stoehr ihr Generationenmodell durchaus als „polemisch“ (Stoehr 1994: 94). Stoehr betont den konstruierten Charakter jeglicher Generationenmodelle, die sie zwar als sinnvoll für die Analytik hält, nicht aber als Abbildung gelebter feministischer Realität zu verstehen scheint (ebd.: 93). Vor diesem Hintergrund ist meines Erachtens Stoehrs vielzitierte Frage, ob „die 30jährigen dabei [seien], das feministische Erbe zu verschleudern, an dem die 50jährigen verbissen festhalten, während derweil die 40jährigen fortfahren den Berufsfeminismus zu etablieren“ (ebd.: 109) als Polemik zu verstehen. In ihrer Kritik führt Thon nicht weiter aus, dass die Autorin es nicht bei einer bloßen Benennung belässt, sondern die Angehörigen der „Angebotsgeneration“ dementsprechend differenziert beschreibt. Stoehr übt zwar durchaus Kritik an der Kommodifizierung feministischer Forschung und Bildungsangebote. Die Verantwortung dafür, dass Feminismus und Frauenforschung eine Art Konsumcharakter erhalten haben, sieht sie allerdings bei der Generation der Projekte-Macherinnen, die die Institutionalisierung feministischer Forschung vorantrieben (ebd.: 101). Zudem führt für Stoehr, die bloße Tatsache, dass Nachwuchsforscher*innen nun feministische Angebote vorfinden (und vermeintlich nicht mehr dafür kämpfen müssen), nicht zwingend zu einer unkritischen Konsumation davon (ebd.: 102). Anders als Christine Thon sehe ich Stoehrs Ausführungen deshalb nicht als fatalistische Diagnose eines Endes feministischer Bewegungen. Handlungsmacht sehe ich bei Stoehrs „Angebotsgeneration“ sehr wohl gegeben. Stoehr verortet diese Debatte allerdings vor dem Hintergrund gesamtgesellschaftlicher Rahmenbedingungen. Diese hätten Stoehr zufolge einerseits eine zunehmende Kommodifizierung und Entpolitisierung politischer Bewegungen zur Folge und würden zugleich andererseits den Konsument*innen Souveränität und Handlungsmacht suggerieren (ebd.: 103). Anders als Landweer sieht Stoehr die Angebotsgeneration nicht nur als Profiteurin vorangegangener feministischer Kämpfe, sondern auch als (potenziell) kritische Feminist*innen. Nachwuchsforscher*innen spricht Stoehr sehr wohl zu, dass diese nicht nur unreflektiert Angebote konsumieren. Dass im neoliberalen Dispositiv der subjektiven Handlungsfähigkeit/-verantwortung durchaus Potenzial zur Subversion liegen kann, ist nicht zuerst – aber wohl an prominentester Stelle – durch Judith Butler in *Das Unbehagen der Geschlechter* (1991: insbes. 49ff.) beschrieben worden. Als Grund für das konfliktreiche Verhältnis der beschriebenen Generationen zueinander sieht Stoehr v.a. einen Mangel an Austausch, Wissenstransfer und Anerkennung (ebd.: 106-107). Stoehr verortet die Verantwortung dafür gleichermaßen in allen von ihr beschriebenen Generationen. Viel weniger deutlich als dies meiner Meinung nach im Artikel von Hilge Landweer der Fall ist, erachtet

Stoehr die ‚junge‘ feministische Generation als alleinverantwortlich für das Fortbestehen feministischer Bewegungen.

Anhand der Kontrastierung der Artikel von Hilge Landweer und Irene Stoehr wird deutlich, dass sich Modelle feministischer Generationenbildung anhand von Jahrgangsmoellen zwar in ihrer Grundidee ähneln, in der jeweiligen Deutung allerdings sehr unterschiedlich aussehen können. Irene Stoehr reflektiert die generelle Konstruktion von Generationengrenzen, wählt einen deskriptiv-theoretischen Zugang und distanziert sich (weitgehend) von normativen Zuschreibungen. Dadurch eröffnet sich ein Blick v.a. auf die jüngere Generation, der etwa aus Hilge Landweers Perspektive gar nicht zugänglich scheint. Unterschiede in der Interpretation der beschriebenen Modelle zeigen zudem, dass die vermeintlich simple Dreiteilung anhand von Geburtenjahrgängen in sich kontingent und vieldeutig bleibt. Die Relecture der beiden Texte macht letztlich deutlich, dass die Festsetzung bestimmter Jahrgänge zur Bestimmung einer generationalen Zugehörigkeit selbst auf rein theoretischer Ebene schwierig und mitunter simplifizierend ist. Die starre Konstruktion von Generationen anhand von Geburtsjahrgängen scheint den vielfältigen feministischen Praktiken nicht gerecht zu werden. Eine Anwendung in der empirischen Forschungspraxis erscheint vor diesem Hintergrund wenig zielführend.

4.1.3 Zwischenfazit: Feministische Überlegungen zum Generationenbegriff

Die Vielzahl an unterschiedlichen Herangehensweisen an Generationalität aus soziologischer Perspektive macht deutlich, wie wichtig eine Begriffsdefinition für den konkreten Forschungszusammenhang ist. Dabei ist einerseits die Abgrenzung von der alltagsweltlichen Verwendung des Begriffs wichtig und andererseits eine soziologische Begriffsschärfung unabdinglich.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Der Generationenbegriff der vorliegenden Arbeit orientiert sich in seinen Grundzügen an Karl Mannheims mittlerweile klassischem Aufsatz *Das Problem der Generationen* (1928); insofern dessen Fokus auf sozialen Wandel gelenkt wird und die Idee, dass Generationszugehörigkeit nicht anhand von Alterskohorten bestimmt wird und mitunter nicht für alle Teile der Gesellschaft sinnvoll ist. Die Idee der interaktionellen bzw. diskursiven Konstruktion von Generationalität ist wiederum an Werke der Biographieforschung angelehnt. Ansätze aus der biographischen Generationenforschung konzipieren den Generationsbegriff als dynamisch und fokussieren vermehrt auf die Frage, wie Generationen ausverhandelt und konstruiert werden. Dieser Fokus auf Konstruktionsprozesse von Generationen ist wesentlich für die vorliegende Arbeit und theoretische Voraussetzung für den folgenden empirischen Versuch, die Art und Weise darzustellen, wie Generationen-/konflikte im Kontext feministischer Bewegungen hergestellt werden. Die Typisierungsmodelle feministischer Generationen im deutschsprachigen Raum der 1990er Jahre, die

Generationalität entweder anhand von Mutter-Tochter-Dynamiken (u.a. Gerhard 1998, Lenz 1994) oder Generationenfolgen gemäß Alterskohorten (z.B. Landweer 1994, Stoehr 1994) zu definieren versuchen, verdeutlichen, dass starre Idealtypen der Komplexität empirisch beobachtbarer Realitäten feministischer Bewegungen nicht gerecht werden (ähnlich Volkenig 1995). Um schließlich Generationen und feministische Bewegungen zusammendenken zu können, muss fassbar gemacht werden, was soziologisch unter feministischen Bewegungen verstanden wird. Dazu beziehe ich mich auf die soziale Bewegungsforschung und versetze diese mit Foucault'scher Diskurstheorie. Die vorliegende Masterarbeit ist keine Diskursanalyse im engeren Sinn. Die Erzählungen aus den Interviews können jedoch als Teil eines breiteren Diskurses über Feminismus und die gesellschaftliche Ordnung der Geschlechter verstanden werden.

5. Generationen in Selbsterzählungen feministischer Aktivist*innen

Im folgenden Kapitel erläutere ich die Vorgehensweise im Rahmen meiner empirischen Erhebung. Ich gehe dabei auf die methodologischen Überlegungen ein, durch welche sich meine Methodenwahl begründet und beschreibe die Methode des problemzentrierten Interviews sowie deren Adaptierung für meine Masterarbeit. Einen besonderen Stellenwert nehmen in diesem Kapitel zudem die Reflexion meiner eigenen Forscher*innenposition und mein Verhältnis zum Forschungsfeld ein.

5.1 Schwierigkeiten bei der Methodenwahl

Die soziologische Geschlechterforschung – zu der ich im weiteren Sinne auch meine Masterarbeit zähle – schöpft aus dem gesamten Repertoire sozialwissenschaftlicher Forschungsmethoden und den zugrundeliegenden -methodologien.

Wie bereits in Kapitel 4 näher beschrieben, gibt es bisher nur wenig empirische Beschäftigung mit der Frage eines potenziellen Generationenkonflikts in feministischen Bewegungen. Ilse Lenz resümiert in einer 2001 publizierten Reflexion über die Forschung zur (westdeutschen) Frauenbewegung, dass es zwar viele „Metaerzählungen der Neuen Frauenbewegung“ (Lenz 2001: 188) gebe, jedoch verhältnismäßig wenige systematische Erhebungen empirischer Daten. Christine Thones argumentiert, dass empirische Daten gerade deshalb wichtig seien, um sichtbar zu machen, „dass den ständig wiederholten Diagnosen des Endes oder ‚Todes‘ der Frauenbewegung vor allem verkürzte und unhistorische, auf Seiten von Aktivistinnen vielleicht auch nostalgisch-romantische Vorstellungen zugrunde liegen“ (Thon 2008: 34). Denn solche Erzählungen würden hauptsächlich auf „Phasen großer Mobilisierung“ fokussieren

(ebd.) und dadurch Nachwirkungen feministischer sozialer Bewegungen – etwa in Form von Institutionalisierung, Bewusstseinsbildung usw. – tendenziell aus den Augen verlieren.

Mit meiner Masterarbeit möchte ich einen empirischen Beitrag zur soziologischen Beschäftigung mit der Generationenfrage aus feministischer Perspektive leisten. Konkret frage ich danach, inwieweit Generationen als Erklärung für Konflikte in feministischen Bewegungszusammenhängen herangezogen werden. Da es mir dabei nicht darum geht, quantitative Zusammenhänge zu erfassen, sondern Sinnstrukturen zu verstehen, entschied ich mich für eine qualitative Herangehensweise.

Ursprünglich erschien mir dafür ein methodischer Zugang geeignet, der es ermöglicht, feministische Gruppierungen in den Blick zu nehmen, basierend auf der Überlegung, dass Personen, die sich für die Durchsetzung feministischer Ziele einsetzen, dies nicht ausschließlich alleine tun, sondern sich in Gruppen engagieren. Außerdem ging ich von meinen persönlichen Erfahrungen in feministischen Kontexten in Wien aus, wo ich Konflikte nicht als zwischenmenschliche, individualisierte, sondern gruppenspezifische Phänomene erlebe. Vor diesem Hintergrund entschied ich mich für die Durchführung von Gruppendiskussionen, einer Methode, die im deutschsprachigen Raum maßgeblich durch Ralf Bohnsack geprägt wurde. Das Gruppendiskussionsverfahren orientiert sich an einem interpretativen Forschungsparadigma, das auf die "Interaktionsabhängigkeit und [den] Prozesscharakter von Meinungen und Bedeutungsmustern" fokussiert (Bohnsack 2000: 371-372). Die Methode steht in Tradition der "group discussion", wie sie im Umfeld des Birmingham Center for Contemporary Cultural Studies Anwendung fand. In dieser Theorietradition wird der interaktive Aspekt dieser Methode (d.h. die kollektive Meinungsäußerung bzw. -bildung) aktiv in die Analyse miteinbezogen und "Diskussionsgruppen als Repräsentanten umfassenderer (makrosozialer) Entitäten" (Bohnsack 2000: 373) verstanden. Theoretischer Ausgangspunkt ist dabei die Annahme, dass in Gruppendiskussionen bereits bestehende Meinungen und Ansichten - bei Bohnsack heißen diese "kollektive Orientierungsmuster" (ebd. 2000: 374) - artikuliert werden. Voraussetzungen, die es braucht, um eben diese Orientierungsmuster sichtbar zu machen, sind die „Natürlichkeit der Erhebungssituation, Kommunikativität und Offenheit" (Vogl 2014: 581). Der Einbezug gruppendynamischer Aspekte birgt zwar die Gefahr von sozial erwünschtem Antwortverhalten, der Monopolisierung von Gruppenmeinungen, ungleichen Redezeiten, sowie Schwierigkeiten in der Vergleichbarkeit mit anderen Gruppendiskussionen. Gleichzeitig ergibt sich genau dadurch jedoch ein Einblick in kommunikative Aushandlungsprozesse, der in Einzelgesprächen nicht gegeben ist (Vogl 2014: 582).

Tatsächlich waren es nicht theoretische, sondern vor allem pragmatische Gründe, die dazu führten, dass ich mich letzten Endes trotzdem gegen die Durchführung von

Gruppendiskussionen im Rahmen meiner Masterarbeit entschied. Gerade gruppensdynamische Aspekte stellten sich dabei als problematisch dar. Denn nachdem ich auf Basis theoretischer Überlegungen zwei Gruppen ausgewählt hatte, mit denen ich Diskussionen durchführen wollte, zeigte sich rasch, wie schwierig neben Kontaktaufnahme und Terminvereinbarung die praktische Durchführung der Diskussionen war.

Beide Gruppen definierten sich als feministisch, unterschieden sich allerdings sehr stark in einigen ihrer inhaltlichen Positionierungen. Für mich erschien ein Vergleich besonders deshalb interessant, weil die beiden Gruppen ein durchaus antagonistisches Verhältnis zueinander haben und immer wieder Konflikte miteinander austragen. Über drei Monate hinweg versuchte ich Kontakt mit den beiden Gruppen – deren Mitglieder ich teils sogar persönlich kannte – aufzunehmen. Bereits hier hatte ich das Gefühl auf eine Mischung aus Desinteresse und Widerwillen von einem Großteil der Gruppenmitglieder zu stoßen, gemischt mit großem Interesse einzelner Personen. Ausschlaggebend für die Entscheidung zu einem Methodenwechsel waren allerdings zwei andere Punkte, auf die ich kurz eingehen möchte:

- a) Meine eigene Involviertheit bzw. Doppelposition als Forscherin und Aktivistin⁸: Eine der beiden Gruppen bat mich wiederholt eine Art Mediatorinnenrolle einzunehmen, um die (derzeit kaum direkt stattfindende) Kommunikation zwischen den beiden Kollektiven zu erleichtern. Ich sah mich immer stärker mit dem Problem des ‚staying native‘ konfrontiert und merkte bald, dass mir jegliche Distanz zum Feld verloren ging. Meine Position als Forschende verschwamm immer mehr mit meiner politischen Identität. Diese fehlende Grenzziehung hatte keine positive Auswirkung auf den Forschungsprozess; viel eher merkte ich bald eine Verengung meines eigenen Blicks und eine Einschränkung meiner Handlungsweisen. Es ist klar, dass meiner eigenen Involviertheit im Feld unabhängig von der Methodenwahl eine nicht zu unterschätzende Rolle zukommt. Jedoch ist zu unterscheiden zwischen einer Vertrautheit und dem Gefühl von Zugehörigkeit zu einem Forschungsfeld einerseits; und einem direkten Eingreifen (als Mittlerin/Mediatorin) in die Handlungszusammenhänge des Felds andererseits.
- b) Zeitliche Rahmenbedingungen: Die Terminvereinbarung gestaltete sich mit beiden Diskussionsgruppen kompliziert. Bereits der Prozess der Terminfindung nahm mehr als zwei Monate in Anspruch und bereits vereinbarte Termine wurden mehrmals abgesagt. Zu einem vereinbarten Termin kamen schließlich (statt der angekündigten vier bis sechs) nur zwei Personen, die Folge war zwar ein interessantes Gespräch, die Durchführung einer Gruppendiskussion war in diesem Setting jedoch nicht möglich.

⁸ In Kapitel 5.4 gehe ich ausführlicher auf die Vor- und Nachteile dieser Doppelrolle ein.

Angesichts der Tatsache, dass ich zwar einen einigermaßen flexiblen Zeitplan für die Fertigstellung meiner Masterarbeit erstellt, jedoch nicht unbegrenzt viel Zeit dafür vorgesehen habe, entschloss ich mich nach vier Monaten für einen Methodenwechsel.

5.2 Methodologische Grundlagen des problemzentrierten Interviews

Um der Frage nachzugehen, wie Generationengrenzen diskursiv in feministischen Kontexten verhandelt werden, entschloss ich mich qualitative Einzelinterviews zu führen. Ich entschied mich dabei für die Methode des problemzentrierten Interviews (PZI), wie sie in den 1980ern von Andreas Witzel konzipiert und seitdem kontinuierlich weiterentwickelt wurde. Witzel selbst beschreibt das PZI als „Methodenkombination bzw. -integration von qualitativem Interview, Fallanalyse, biographischer Methode, Gruppendiskussion und Inhaltsanalyse“ (ebd. 1985: 230). Dies zeigt sich in der Interviewpraxis an der Verschränkung von narrativem und leitfadengestütztem Interview, dem Fokus auf die Sinnstrukturen der Erzähler*innen, der Orientierung an einer dialoghaften Rekonstruktion der Muster des Sinnerzeugens und dem Zusammenspiel von Elementen der Inhalts- und Sequenzanalyse in der Auswertung.

Seinen theoretischen Hintergrund hat das PZI in der interpretativen Soziologie, die sich klar von einem normativen Paradigma abgrenzt. Die interpretative Soziologie zeichnet sich Witzel zufolge dadurch aus, dass sie „die Welt des Handelns nicht dinghaft begreift, sondern sich auf die Sichtweise der Individuen einlässt, um deren Konstruktionsweisen der gesellschaftlichen Wirklichkeit zu erfassen“ (ebd. 1985: 227).

In diesem Sinne ist die Methode des PZI durch drei Prinzipien gekennzeichnet: Problemzentrierung, Prozessorientierung und Objektorientierung. Das Prinzip der Problemzentrierung meint, dass in den Interviews die Sichtweisen der Interviewten auf ein spezifisches *Problem* in systematischer und dialogischer Vorgehensweise offengelegt werden (Witzel/Reiter 2012: 24). Die Problemzentrierung im Sinne Witzels/Reiters sieht zudem vor, dass Forscher*innen während des gesamten Prozesses kontinuierlich ihre eigene Problemzentriertheit reflektieren. Die Vorannahmen, das theoretische Vorwissen und die Einschränkungen, die sich durch eine spezielle Sichtweise auf den Forschungsgegenstand ergeben, sollen demnach benannt und offengelegt werden (Witzel/Reiter 2012: 24-25). Schließlich bestimmt das Wissen, mit dem sich Forschende dem Feld nähern, welche Phänomene überhaupt gesehen und wie sie wahrgenommen werden (Witzel/Reiter 2012: 39). Die eigenen Vorannahmen sollen ständig mit (möglicherweise differierenden) empirischen Daten konfrontiert werden, die Theoriebildung erfolgt im Sinne der Grounded Theory empirisch basiert. Das PZI orientiert sich dabei an der von Herbert Blumer (1954) entwickelten Idee der „sensitizing concepts“. Blumer meint damit die Verwendung ‚sensibler‘ bzw. ‚flexibler‘ Konzepte in der Sozialforschung, d.h. die Entwicklung von theoriebasierten Konzepten, die

während des gesamten Forschungsprozesses offen für empirisch basierte Änderungen sind (Witzel/Reiter 2012: 25-26). Durch eine solche Herangehensweise soll sichergestellt werden, dass den Interviewpartner*innen möglichst viel Freiraum zugestanden wird, in dem diese ihre eigene Sicht auf das jeweilige Problem beschreiben können (Witzel/Reiter 2012: 27). Das Prinzip der Prozessorientierung fordert eine „schrittweise und flexible Produktion und Analyse von Daten“ (Witzel/Reiter 2012: 27, Übers.S.H.). An dieser Stelle wird die Orientierung des PZI an den Prinzipien der Grounded Theory erneut deutlich. Eine prozessorientierte Herangehensweise verlangt von Forschenden ein großes Maß an Flexibilität – besonders in der Interviewführung. Die Erzählungen der Interviewten, nicht (ausschließlich) der Leitfaden, strukturieren den weiteren Gesprächsverlauf. Für die Durchführung problemzentrierter Interviews ist demnach ein relativ wenig strikter Ablauf vorgesehen (Witzel/Reiter 2012: 30). Durch die dialogische Ausrichtung sollen die Interviews zugleich eher an ‚natürlichen‘ Gesprächen angelehnt sein. Dialoghafte und narrative Elemente stehen sich dabei jedoch nicht oppositionell gegenüber, sondern ergänzen einander (Witzel/Reiter 2012: 78-79). Das Prinzip der Objektorientierung meint vorrangig die Anpassung der Methode an den Forschungskontext. Das Erkenntnisinteresse, die Beziehung und der Zugang zum Feld und die Interviewsituation selbst sind Aspekte, die es bei der Anpassung des PZI an das jeweilige Forschungsprojekt zu bedenken gilt. Sampling, Datengenerierung und -auswertung sollen stets den Gegebenheiten des Felds entsprechen und müssen ggf. angepasst werden (Witzel/Reiter 2012: 29).

Das Paradigma interpretativer Soziologie, das bei Witzel seine Übersetzung in Problemzentrierung, Prozessorientierung und Objektorientierung erfährt, ist meines Erachtens besonders für feministische Forschungszusammenhänge geeignet. Denn die ständige Reflexion des eigenen Standpunkts und die Konfrontation mit der Frage, ob theoretische bzw. methodische Blickrichtungen mit den Gegebenheiten des Felds kompatibel sind, erscheinen mir in einem Forschungsvorhaben, das sich an wissenschaftskritischen Standpunkten orientiert, unabdingbar. Gleichzeitig erscheint mir die Einbindung der Vorannahmen und Thesen von Forscher*innen ein wirksames Mittel, um dem, was Donna Haraway als „Gottestrick“ (Haraway 1988: 581) bezeichnet, entgegenzuwirken – nämlich dem völligen Verschwinden von Forscher*innen hinter ihrem eigenen Forschungsvorhaben und der These, die Position der Forscher*innen wäre die von neutralen Beobachter*innen.

5.3 Durchführung und Auswertung der Interviews

Die folgenden Unterkapitel sind meinem praktischen Vorgehen bei der Vorbereitung und Durchführung der Datenerhebung und -auswertung gewidmet – insbesondere der Auswahl meiner Gesprächspartner*innen, der Strukturierung des Interviews, der Interviewführung

sowie der Analyse und Interpretation der Interviews. Meine Ausführungen beschränken sich dabei nicht auf eine Beschreibung meines empirischen Arbeitsprozesses, die den Prozess des Erkenntnisgewinns intersubjektiv nachvollziehbar machen sollen. Sie beinhalten stets eine kritische Reflexion meiner Vorgehensweise, die mir sowohl vor dem Hintergrund feministischer Wissenschaftskritik wichtig erscheint, als auch in Hinblick auf die Prämisse der Selbstreflexivität der Grounded Theory (Breuer/Muckel 2016: 67-68).

5.3.1 Sampling

Auswahlentscheidungen sind prägend für den gesamten Forschungsprozess – bereits durch die Entscheidung für ein bestimmtes Thema, Literaturquellen, methodische Vorgehensweisen usw. werden andere Möglichkeiten ausgeschlossen und der Fokus des Projekts eingeschränkt (Flick 2007: 154-155). Einer jener Arbeitsschritte, in denen der Prozess des Auswählens am deutlichsten (thematisiert) wird, ist bei Interviewstudien das Sampling von Gesprächspartner*innen.

Bei der Auswahl meiner Interviewpartner*innen orientierte ich mich am theoretischen Sampling (Glaser/Strauss 2010: 61ff.), das auch Witzel und Reiter als die optimale Art des Samplings in Kombination mit dem PZI identifizieren (ebd. 2012: 61). Ich kombinierte diese Vorgehensweise mit einem Sampling nach dem Schneeballverfahren, d.h. der Vermittlung von Interviewpartner*innen durch Personen, die ich bereits kannte und direkt kontaktieren konnte.

Gemäß einer zyklischen Forschungslogik werden beim theoretischen Sampling anhand der Erkenntnisse aus bisherigen Interviews zukünftige Interviewpartner*innen ausgewählt. Die Entscheidung, wo Forscher*innen zunächst hinblicken, richtet sich danach, wo Erkenntnislücken im Forschungsprozess deutlich werden (Glaser/Strauss 2010: 63). „Die [...] grundlegende Frage lautet: welchen Gruppen oder Untergruppen wendet man sich zwecks Datenerhebung nächstens zu? Und mit welcher theoretischen Absicht?“ (Glaser/Strauss 2010: 63, Herv.i.O.).

Durch die Fokussierung auf Personen, die sich als Teil einer feministischen Bewegung in Österreich sehen, ergab sich eine erste notwendige Einschränkung. Dies erschien mir insofern wichtig, als ich davon ausging, dass Personen, die sich aktiv in einem feministischen Kontext verorten, auch mehr Wissen über Strukturen, innerfeministische Debatten – und eben Konflikte – verfügen als solche Personen, die keinerlei Kontakt zu anderen Feminist*innen haben. Im Samplingprozess habe ich mich bewusst dafür entschieden, meine Interviewpartner*innen nicht vorab in Anlehnung an spezifische Alterskohorten auszuwählen. So wollte ich die (Re-)Produktion idealtypischer Generationengrenzen vermeiden und möglichst sensibel für Informationen aus dem Feld zu bleiben, die der These des Generationenkonflikts mitunter widerstreben.

Der Einbezug des Schneeballverfahrens, sollte einerseits sicherstellen, dass ich meine Interviewpartner*innen nicht vorab persönlich kannte; andererseits brachte das Verfahren den Vorteil mit sich, dass mir der Zugang zu Interviewpartner*innen – insbesondere in Städten, in denen ich keine oder nur wenige feministisch aktive Personen kenne – deutlich erleichtert wurde. Gerade angesichts der Tatsache, dass sich allgemein wenige Personen bereit erklärten, mit mir über die Thematik zu sprechen, erwies sich diese Herangehensweise als sinnvoll. Ich bat demnach Personen aus meinem Arbeitsumfeld und Bekanntenkreis um die Vermittlung von Interviewpartner*innen. Durch die Kontaktaufnahme über Bekannte und Freund*innen meiner Interviewpartner*innen wurde vermutlich auch mir ein gewisses Maß an Vertrauen entgegengebracht. Das Schneeballverfahren war im konkreten Fall meiner Masterarbeit hilfreich dabei, Interviewpartner*innen mit einem relativ heterogenen soziodemographischen Hintergrund zu finden.

Meine ersten beiden Interviewpartnerinnen kontaktierte ich in Wien. Die Tatsache, dass ich mit den Vereinen, Personen und Strukturen über die meine Interviewpartnerinnen berichteten, vertraut war, erleichterte zwar an manchen Stellen die Orientierung an einem möglichst ‚alltagsnahen‘ Gesprächsschema. Meine eigene Nähe zum Forschungsfeld führte allerdings teilweise zu mangelnden Nachfragen, was in der Analyse deutlich wurde. Die Entscheidung, Vergleichsgruppen in feministischen Kontexten anderer Städte in Österreich zu suchen, war demnach nicht nur der Idee geschuldet, „verschiedene oder ähnliche empirische Sachverhalte, die dieselben konzeptuellen Kategorien und Eigenschaften anzeigen, miteinander [zu vergleichen]“ (Glaser/Strauss 2010: 65); ich wollte damit bewusst Einschränkungen gegensteuern, die sich durch meine spezifische Involviertheit ins Feld ergeben. Die folgenden Seiten umfassen eine Darstellung meiner methodischen Vorgehensweise; in Kapitel 5.5.2 beschreibe ich das Sample näher.

5.3.2 Leitfaden

Dass Uwe Flick die Methode des PZI in seinem Überblickswerk *Qualitative Sozialforschung* (2007) im Kapitel ‚Leitfaden-Interviews‘ einreicht (ebd.: 210-214), mag zuerst irreführend erscheinen. Denn obwohl der Leitfaden (neben Kurzfragebogen, Postskriptum und Transkription) wesentlicher Bestandteil des PZI ist, kommt ihm eine weit weniger stark strukturierende Funktion zu, als dies bei klassischen Leitfadeninterviews der Fall ist (Witzel/Reiter 2012: 51). Schließlich orientiert sich das PZI bewusst nicht am klassischen Frage-Antwort-Schema. Der Leitfaden muss demnach – mit Ausnahme der Einstiegsfrage – auch in seiner Reihenfolge nicht in jedem Interview ident befolgt werden und die spezifische Ausformulierung der Interviewfrage richtet sich nach der Interviewsituation und der*dem Interviewten. Die Rolle des Interviewleitfadens beschreiben Witzel und Reiter in *The Problem-Centered Interview* (2012: 51) wie folgt: „The main function of the interview guide in PCIs is

that of securing both the problem-centring of the interview and the comparability of the individual interviews. [...] [The interview guide] can serve as a backup tool in case communication is difficult and, if applied carefully, it helps the respondent to develop narrative sequences“. An diesem Zitat wird deutlich, wie sehr die Qualität des Leitfadens darüber entscheidet, ob in den Interviews tatsächlich jene Themen abgedeckt werden, die von Relevanz für das Forschungsprojekt sind und ob die Fragen so formuliert sind, dass sie längere Erzählsequenzen der Interviewten zur Folge haben.

Die Entwicklung des Leitfadens spielte deshalb in meiner Masterarbeit eine große Rolle. Vor der Durchführung der ersten Interviews bat ich aus diesem Grund zwei Kolleg*innen aus dem Soziologie-Studium um Durchsicht meines Leitfadens und arbeitete ihr Feedback ein. Weitere Details (insbesondere die Formulierung von Fragen) passte ich – ausgehend von der praktischen Erfahrung während der Interviewführung – ebenfalls im Forschungsprozess an.

Die Einstiegsfrage im PZI soll eine Erzählung anstoßen, die das Thema eröffnet und gleichzeitig Anknüpfungspunkt für weitere Explikationen ist (Witzel/Reiter 2012: 68). Die Eingangsfrage war in allen Interviews dieselbe und bewusst vage gestellt: „Können Sie/Kannst du mir zu Beginn bitte erzählen, wie Sie/du sozusagen ‚Feministin geworden‘ sind/bist? Wissen Sie/Weißt du noch, wie Sie/du dazu gekommen sind/bist? Wie war das und wie hat sich das dann entwickelt?“. Diese Erzählaufforderung zeigte sich in der Interviewpraxis als geeignet, um eine (problemzentrierte) Narration, in der auch eine gewisse lebensgeschichtliche Einbettung der Erzählung über die persönliche Beziehung zur Frauenbewegung passierte, zu generieren. Je nach Inhalt der ersten Erzählsequenz ermöglichte die Eingangsfrage die Anknüpfung an in der Narration (nicht) erwähnte Aspekte.

In weiterer Folge – jedoch nicht immer in der gleichen Reihenfolge – wurden

a) die (Weiter-)Entwicklung des Verhältnisses der Interviewpartner*innen zur Frauenbewegung und der Kontakt zu bzw. die politische Sozialisation in bestimmten feministischen Gruppen und Vereinen;

b) Themen, die die Interviewten aus feministischer Perspektive als besonders relevant ansehen; c) die Wahrnehmung von Differenzen im Feminismus in inhaltlicher und aktivistischer Weise; sowie d) damit potenziell verbundenen Konflikten, möglichen Gründen dafür und der Umgang mit selbigen thematisiert. Die Frage, ob meine Interviewpartner*innen (u.a.) die Zugehörigkeit zu einer bestimmten feministischen Generation als mögliche Ursache für Konflikte sehen, stellte ich erst ganz zum Schluss – und nur, sofern das Thema nicht bereits ohnehin in der Erzählung ausgeführt wurde. Um das Interview nicht in eine bestimmte Richtung zu lenken, verzichtete ich zuvor (d.h. sowohl in den Interviewfragen, als auch in der Beschreibung meines Forschungsvorhabens) auf die Verwendung des Generationenbegriffs.

In der Interviewpraxis stellte sich die Orientierung an der dialogischen Rekonstruktion des zentrierten Themas als Herausforderung dar. Der Wechsel zwischen narrativen und strukturierten Interviewsequenzen erfordert eine große Flexibilität von Forschenden (Scheibelhofer 2005). Besonders die spontane Anpassung von Fragen an das Interviewsetting und die Entscheidung, wann welche Themen von mir als Interviewerin eingebracht werden können, waren nicht immer einfach. Das äußerte sich auch an diversen Interviewfehlern. Als Beispiel dafür kann die Eingangssequenz aus einem der Interviews zitiert werden:

I: Okay, kannst du mir zu Beginn vielleicht ein bisschen über dich erzählen? So allgemein? Ähm (.) kannst du mir auch erzählen, wie du sozusagen ‚Feministin geworden‘ bist? Weißt du noch, wie du dazu gekommen bist? Wie war das und wie hat sich das dann entwickelt?

G: Mhm, also jetzt- (.) Meinst du auch allgemein, nicht nur auf feministische Ideen hin?

I: Äh. (.) Mhm, ja, auch.

G: @.@ Puh, okay. (.) Also, hm: (.) Okay. Geboren bin ich in Linz, (.) aufgewachsen in ähm am Land in Oberösterreich (.) ähm (.) in einem kleinen Dorf (2) im- im weitesten Sinne Arbeitermilieu. [...] @.@ Ich weiß jetzt nicht genau, was ich da alles erzählen soll.

Die direkte Rückfrage von Gertrud kann als Zeichen der Unsicherheit (bezüglich des von mir erwarteten Antwortverhaltens bzw. mit der Interviewsituation im Allgemeinen) gedeutet werden. An dieser Stelle wäre es sinnvoll gewesen, die Eingangsfrage zu reformulieren bzw. zumindest zu wiederholen. Aus Sorge, damit die Interviewpartnerin zu verunsichern, verzichtete ich darauf. Es folgte eine kurze, recht stockende Erzählsequenz von Gertrud, in der diese auf ihre Kindheit einging. Die Narration endet mit Gertruds Kommentar, dass sie nicht wisse, was genau sie erzählen solle. Diese Unterbrechung nutzte ich, um meinen anfänglichen Interviewfehler auszugleichen und Gertruds Erzählung mit einer Nachfrage zu ihren ersten Erfahrungen mit Feminismus wieder zum Thema der Eingangsfrage zurückzuführen. Witzel und Reiter (2012: 175) weisen darauf hin, dass Fehler und Missverständnisse selbst von erfahreneren Interviewer*innen kaum vermieden werden können, angesichts der Spontaneität, die das PZI von Forschenden verlangt. Tatsächlich enthielt die auf die Eingangsfrage folgende Narration zudem interessante Informationen über Gertruds soziodemographischen Hintergrund. Nichtsdestotrotz zeigt sich hier meines Erachtens, dass eine der zentralen Stärken des PZI – nämlich die kontinuierliche bestmögliche Anpassung der Interviewfragen an das Setting – gerade für weniger erfahrene Interviewer*innen eine Schwierigkeit darstellt.

5.3.3 Dokumentation und Auswertung der Interviews

Analyse und Interpretation problemzentrierter Interviews basieren auf den Transkripten der Interviews (die ich dafür mittels Diktiergerät aufzeichnete). Ein wesentlicher Bestandteil sind

zudem die sog. Postskripten (kurz für „*post-communication description*“ (Witzel/Reiter 2012: 95, Herv.i.O.)), in denen die Eindrücke und Gedanken der Interviewer*innen vor, während und nach Durchführung des Interviews festgehalten werden und in denen auch die in einem Kurzfragebogen erhobenen soziodemographischen Eckdaten enthalten sind. Da das Abfragen solcher Daten während des Interviews die angestrebte Dialoghaftigkeit stören und kaum der Orientierung an möglichst ‚natürlichen‘ Gesprächssituationen entspräche, erstellte ich einen kurzen Fragebogen, den die Interviewten nach Ende des Gesprächs ausfüllten. Im Fragebogen wurde nach dem Geburtsjahr, Gender (und präferierten Pronomen), formalen Bildungsgrad, dem aktuellen Beschäftigungsausmaß und Wohnort gefragt.⁹ Die Interviewpartner*innen wurden zudem aufgefordert sich selbst ein Pseudonym zu verleihen. Die Postskripten sollen einen formellen Rahmen bilden, in dem Vorannahmen, aber auch die spezifische Position der Forscher*innen und deren Einfluss auf das Feld reflektiert werden können (Witzel/Reiter 2012: 95). Meine Postskripten orientieren sich in ihrem Aufbau an der Vorlage, die Witzel/Reiter in *The Problem-Centered Interview* (2012: 97-98) präsentieren. Für meine Masterarbeit habe ich die Vorlage von Witzel und Reiter jedoch an mein Thema angepasst und um Kategorien ergänzt, die mir wichtig erschienen (etwa: die Art der Kontaktaufnahme).

Die Auswertung der Interviews orientierte sich ebenfalls an der Grounded Theory. Zu Beginn galt es das Material zu sichten und eine erste Gliederung anhand der Themenblöcke, die im Leitfaden entwickelt wurden durchzuführen. Darauf folgte die Vergabe von sog. in vivo Codes, d.h. Codes, die sich aus dem Analysematerial ergeben. Das Interview wurde so thematisch gegliedert. Erste (bereits während der Interviewführung, oder im Laufe der Analyse entstandene) Interpretationen werden in Form von Memos festgehalten. Die Codes wurden sowohl theoriebasiert (also in Orientierung am Leitfaden) als auch induktiv am Material entwickelt (Witzel/Reiter 2012: 104). Die Kodierung erfolgte computergestützt mithilfe des Programms ATLAS.ti¹⁰. Ausgehend von diesem ersten Kodierschritt formulierte ich im Prozess des axialen Kodierens weitere geeignete Unterkategorien, die ich analytisch miteinander verknüpfte. So stellte ich Querverbindungen zwischen einzelnen Interviewsequenzen – und im Laufe des Forschungsprozesses zu unterschiedlichen Interviews her.

⁹ Der vollständige Fragebogen, sowie die jeweiligen Postskripten finden sich im Anhang.

¹⁰ Dass computergestütztes Kodieren keinesfalls weniger mit den Prinzipien der Grounded Theory vereinbar ist, als eine manuelle Vorgehensweise, argumentiert u.a. Susanne Friese (2014, 2016). Sie liefert den einfachen und dennoch wichtigen Hinweis, dass man dabei „an Software nicht die Erwartung stellen [darf], dass sie einem das Denken abnimmt“ (Friese 2016: 498). Zentral ist es dabei, Kodieren nicht als beliebige Zuordnung von Stichworten zu Zitaten misszuverstehen, sondern als Prozess des analytischen Schreibens (selbst wenn Ersteres im computergestützten Arbeiten manchmal verlockend erscheint) (vgl. auch Friese 2016: 490-491).

Einen letzten Schritt bildete schließlich die Verschriftlichung der einzelnen Falldarstellungen, in denen die Fälle zusammengefasst und die wesentlichsten Merkmale beschrieben wurden. In die Falldarstellungen flossen auch theoretische Überlegungen ein (Witzel/Reiter empfehlen eine solche Vorgehensweise ebd. 2012: 108). So konnten Besonderheiten, die sich in der Falldarstellung abzeichneten, einer detaillierten Analyse unterzogen werden. In der Kontrastierung mit anderen Fällen werden schließlich Gemeinsamkeiten und Unterschiede der einzelnen Fälle analysiert.

5.4 Das Verhältnis von Forscher*innen zum Forschungsfeld

Seit mittlerweile acht Jahren arbeite ich für eine feministische Organisation und bin damit nicht nur im privaten, sondern auch professionellen Bereich in frauenbewegten Zusammenhängen verortet. In den vorangegangenen Kapiteln bin ich bereits mehrfach auf diese Doppelrolle als Forscherin und Aktivistin eingegangen. Ich möchte an dieser Stelle nochmals kurz zusammenfassen, worin ich die zentralen Vor- und Nachteile dieser Doppelrolle sehe und wie ich mit ihr in der Forschungspraxis umgehe.

Obwohl eine Annäherung der Forscher*innen an die Deutungsmuster und Sinnstrukturen der für das Untersuchungsfeld relevanten Akteur*innen (*„going native“*) oft Voraussetzung für qualitative Forschungsvorhaben ist, schrecken Wissenschaftler*innen häufig davor zurück, sich mit Gruppen zu beschäftigen, zu denen sie sich selbst direkt zugehörig fühlen. Tatsächlich kann eine persönliche Involviertheit ins Feld negative Auswirkungen haben – etwa, wenn Forscher*innen sich in ihrer Forschung zu stark den Regeln des Feldes anpassen, sich zu stark an ihrem bereits präexistenten Wissen über das Feld orientieren, oder sogar aus Loyalität bestimmte (v.a. tendenziell negativ konnotierte) Phänomene nicht thematisieren (Alvesson 2003: 167). Das Verhältnis zwischen Forscher*in und Forschungsobjekten gehört seit jeher zu den zentralen Fragen der feministischen Forschung (ausführlich dazu Grenz 2014). Ich argumentiere, dass eine Nähe zum Forschungsfeld, durchaus Vorteile mit sich bringen kann – sofern die eigene Rolle ausreichend sichtbar gemacht und reflektiert wird (ähnlich Breuer/Muckel 2016). Am Beispiel meiner Masterarbeit zeigte sich, dass meine Involviertheit ins Feld nicht nur den Zugang zu Interviewpersonen erleichterte, sondern dass diese mir ein gewisses Maß an Vertrauen entgegenbrachten, das sie feldfremden Personen vermutlich nicht entgegengebracht hätten. Luise Pusch betitelt den medialen Diskurs über Konflikte innerhalb feministischer Kreise von Feminist*innen als Teil des „Standardrepertoire[s] frauenfeindlicher Propaganda“ (ebd. 1993: 43). Das liefert bereits einen Hinweis darauf, mit wie viel Skepsis (auch selbst-)kritischen Analysen feministischer Bewegungszusammenhänge begegnet wird. Dass viele feministische Ideen kaum je mehrheitsgesellschaftlich Rückhalt finden und sich Feminist*innen nur allzu oft mit antifeministischen Angriffen konfrontiert sehen, mag ein

möglicher Grund dafür sein. In der Kontaktaufnahme machte ich mehrmals die Erfahrung, dass meine Gesprächspartner*innen sich zuerst sehr zurückhaltend zeigten – gefolgt von großem Interesse am Thema, ab dem Zeitpunkt, in dem ich mich selbst als Feministin bezeichnete.

Nun möchte ich an dieser Stelle nicht für die untrennbare Verwobenheit von Forscher*innen- und Aktivist*innen-Position plädieren, wie sie etwa Maria Mies in ihren viel zitierten *Methodischen Postulaten zur Frauenforschung* (ebd. 1987: 49-50) fordert¹¹. Denn zweifelsohne ergaben sich durch mein Verhältnis zum Feld und dessen Akteur*innen bestimmte Einschränkungen. Doch die Perspektive einer dem Forschungsfeld nicht zugehörigen Person hätte nur eine partielle Sichtweise auf das zu untersuchende Phänomen liefern können. In diesem Sinne positioniere ich mich jedoch gegen die Vorstellung, dass eine persönliche Involviertheit und Nähe von Forscher*innen ins/zum Feld zwingend nachteilig sei. Sabine Grenz (2014: 64) fasst etwa zusammen, dass sowohl Feldzugehörigkeit, als auch -distanz unterschiedliche Formen von Schweigen bzw. Auslassungen zur Folge haben, die es im Forschungsprozess zu reflektieren gilt. Mein Verständnis von wissenschaftlicher Objektivität orientiert sich an Donna Haraways Konzept des *situierten Wissens*, das Haraway wie folgt beschreibt: „[...] Objectivity turns out to be about particular and specific embodiment and definitely not about the false vision promising transcendence of all limits and responsibility. The moral is simple: only partial perspective promises objective vision“ (Haraway 1988: 582-583). Objektivität bedeutet für Haraway also nicht das Suggestieren einer transzendenten Blickrichtung, sondern die Thematisierung der eigenen, partiellen Sichtweise. Die Explikation und Reflexion einer partiellen Perspektive und Position¹² können so einen Erkenntnisgewinn bedeuten – speziell gegenüber einem (stets nur scheinbar ‚neutralen‘) Blick von außen, der den eigenen Standpunkt verschleiert. In meiner Masterarbeit folge ich den Prämissen feministischer Wissenschaftskritik und dem Konzept der *Reflexiven Grounded Theory* (Breuer 2009, Breuer/Muckel 2016; in weiterer Folge hier abgekürzt als reflexive GT). Die Reflexive GT ist eine Weiterentwicklung des Forschungsprogramms von Glaser und Strauss und sieht einen bewussten Einsatz von Subjektivität, Perspektivität und Selbst-/Reflexivität vor. Um diese zu einem erkenntnisfördernden Teil der Forschungsarbeit zu machen, bedarf es allerdings einer gewissen Strukturierung. Breuer und Muckel (2016) müssen zuerst drei Aspekte, nämlich „die persönlich-biographische Berührung [der Forscher*in] mit der problematisierten Thematik“ (ebd.: 72), „die soziale Positionierung und Interaktion des/der

¹¹ Mies' Postulate wurden auch innerhalb feministischer Debatten kontrovers diskutiert. An dieser Stelle sei auf den ausgesprochen lesenswerten Beitrag von Barbara Holland-Cunz verwiesen, in dem die Autorin beschreibt, wie die massive Popularität von Mies' Postulaten dazu führte, dass sich feministische Forscher*innen im deutschen Sprachraum noch Jahrzehnte nach der Erstpublikation der *Methodischen Postulate zur Frauenforschung* wahlweise darauf bezogen bzw. ganz bewusst davon distanzieren (Holland-Cunz 2003: insbes. 29-30).

¹² In der Übersetzung ins Deutsche verschwimmt leider die Zweideutigkeit des englischen ‚partial‘ als sowohl partiell *und* parteiisch.

Forschenden im Forschungsfeld“ (ebd. 73) und „der institutionelle/soziale Rahmen der Forschungsarbeit“ fokussiert werden. Die Reflexive GT kann dann als „doppelte hermeneutische Kreis- bzw. Spiralbewegung“ (Breuer/Muckel 2016: 78) verstanden werden, in dem Gegenstandserkenntnis und Selbstreflexion miteinander verwoben werden. In meiner Masterarbeit wandte ich alle von Breuer und Muckel (2016: 79-83) vorgeschlagenen Werkzeuge zur Reflexion der eigenen Position(ierung) im Forschungsfeld an: Erstens führte ich ein Forschungstagebuch. Viele der Unsicherheiten, Überlegungen und kritischen Gedanken zu meiner eigenen Forschungspraxis, die ich dort festhielt, flossen in meine Masterarbeit (und in besonderem Ausmaß in das vorliegende Kapitel) ein. Das als Teil des PZI vorgesehene Postskriptum erwies sich, zweitens, als nützliches Tool, um etwaiges Vorwissen, sowie -annahmen mir selbst zu verdeutlichen und sie so bewusst auf ihre Gültigkeit hin zu prüfen. Das Niederschreiben der alltagstheoriebasierten Hypothesen, mit denen ich mich dem Feld näherte, kann mit dem verglichen werden, was Breuer und Muckel (2016: 80) die Explikation von Präkonzepten nennen. Drittens, verfasste ich während des gesamten Schreibprozesses immer wieder Memos – Breuer und Muckel zufolge ein geeignetes „Instrument zur Förderung des theoriebezogenen Problembewusstseins und zur Unterstützung der Ideenentwicklung“ (ebd. 2016: 81). Schließlich sollte, viertens, der regelmäßige Austausch im Rahmen einer Peergroup (einer Gruppe von drei Soziologiestudent*innen mit anderen Forschungsschwerpunkten) dazu beitragen, meine eigene Sichtweise auf die Thematik zu erweitern und mein Normen- und Wertesystem zu hinterfragen.

5.5 Samplebeschreibung und Einzelfalldarstellung

Bevor auf den folgenden Seiten die Interviewpartnerinnen, das jeweilige Setting und einige zentrale Merkmale in kurzen Einzelfalldarstellungen beschrieben werden, sind einige relevante Bemerkungen zum gesamten Datensatz angeführt.

5.5.1 Einige allgemeine Anmerkungen

Insgesamt führte ich neun ca. ein- bis eineinhalbstündige Interviews in drei österreichischen Städten. Die Auswahl der Städte Wien, Graz und Innsbruck folgte dabei primär pragmatischen Kriterien: Ich kontaktierte feministische Vereine, Organisationen und Einzelpersonen in ganz Österreich und wählte schließlich jene Städte, in denen ich die meisten Rückmeldungen erhielt. Generell war es mir wichtig, die Datenerhebung nicht ausschließlich in Wien durchzuführen. Wie in Kapitel 5.3.2 bereits ausführlich dargelegt, hat das einerseits den Grund, dass ich viele der vor Ort aktiven Gruppen relativ gut kenne. Das wiederum birgt u.U. die Gefahr als Forscherin bestimmte Phänomene bzw. Strukturen als derart vertraut wahrzunehmen, dass sie nicht hinterfragt werden und somit nicht in die Analyse miteinfließen.

Andererseits ergibt sich dadurch ein interessanter Vergleich unterschiedlicher Städte in Österreich, mit dem der sonst so gängigen empirischen Zentrierung auf Wien ein Stück weit entgegengewirkt werden kann. Wenngleich feministisches Engagement oftmals im städtischen Raum besonders sichtbar wird, ist dennoch klar, dass sich durch den ausschließlichen Fokus auf Städte der Blick auf rurale Gebiete verliert¹³.

Die Wahl des Interviewortes überließ ich stets meinen Interviewpartnerinnen. Das sollte u.a. dazu führen, dass diese entspannter in die Interviewsituation gehen, als es mitunter der Fall gewesen wäre, wenn ich einen Ort vorgegeben hätte, an dem sie sich dann möglicherweise unwohl gefühlt hätten.

Obwohl ich mich bewusst gegen eine altersbasierte Vorauswahl meiner Interviewpartnerinnen entschied und das Sampling (zumindest teilweise) via Schneeballmethode passierte, bildete das Sample letztlich ein relativ breites Altersspektrum ab: Die jüngste Gesprächspartnerin war zum Interviewzeitpunkt 25, die älteste 60 Jahre alt. Dass sich die Perspektiven von Feministinnen, die jünger als 25 bzw. älter als 60 Jahre alt sind, nicht in der Arbeit wiederfinden, muss in der Ergebnisinterpretation bedacht werden.

Alle von mir interviewten Personen identifizierten sich als Frauen und gaben im Fragebogen an, mit weiblichen Pronomen angesprochen werden zu wollen. Diese Tatsache ergab sich aus der Samplingmethode. Für weitere Forschungsvorhaben wäre es zweifelsohne interessant, explizit nicht-binäre, trans*, inter* und männliche Perspektiven auf die Thematik zu inkludieren.

Nur eine meiner Interviewpartnerinnen thematisierte im Gespräch ihre Migrationsbiographie. Gerade angesichts dessen, dass die Stimmen migrantischer Frauen oft auch innerhalb feministischer Diskurse weniger gehört werden, war es mir ein Anliegen diesen Stimmen einen angemessenen Raum in der vorliegenden Arbeit zukommen zu lassen. Nachdem ich allerdings zwei relativ spontane Interviewabsagen erhielt, war es mir aus pragmatischen Gründen in diesem Masterarbeitsprojekt nicht möglich, diesen Aspekt vertiefend zu behandeln. Für weitere Projekte wäre dies u.U. ein lohnenswerter Ansatz.

5.5.2 Fallbeschreibungen

Die folgenden Fallbeschreibungen basieren auf den Notizen, die ich mir in den Postskripten zu den jeweiligen Interviews machte, sowie auf ersten Eindrücken, die sich im Laufe der

¹³ Einige soziologische Stadtforscher*innen argumentieren, dass soziale Bewegungen aufgrund der erhöhten infrastrukturellen Vernetzungsmöglichkeiten verstärkt in Städten entstünden (so etwa Uitermarck et al. 2012: 2550), was u.a. als Argument für einen Fokus auf soziale Bewegungen in städtischem Rahmen dienen kann – jedoch nicht die Bedeutung nicht-urbaner Räume für die Gender Studies in Frage stellen soll. Einen lesenswerten Beitrag zur Vernachlässigung ländlicher Lebensumstände in der feministischen Forschung liefern Schmitt et al. in ihrem Artikel *Das Ländliche und die Land*Frauen* (2015).

Auswertung verfestigten. Die kurzen Fallbeschreibungen sollen einen Eindruck von den Interviewpartnerinnen geben. Ich notierte mir zu jedem Interview eine kurze Phrase, mit denen ich das für mich prägendste Merkmal bzw. eine inhaltliche Tendenz in den Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen beschrieb. Die Stichworte, mit denen ich die einzelnen Interviews versehen habe, decken natürlich nicht sämtliche Interviewaspekte ab. Eine Analyse der hier angeführten Einzelfallbeschreibungen erfolgt durch deren Kontrastierung in Kapitel 5.6 herausarbeiten.

Im Anschluss an das Interview bat ich meine Interviewpartner*innen einen Kurzfragebogen auszufüllen. Diesem entstammen die Altersangaben. Bei den Namen handelt es sich um selbst gewählte Pseudonyme meiner Gesprächspartner*innen.

Brigitte (60 Jahre)

Brigitte war zum Interviewzeitpunkt 60 Jahre alt. Ihr feministisches Bewusstsein entwickelte Brigitte als Studentin; seitdem war und ist sie in diversen frauen*politischen Zusammenhängen in Wien aktiv – sowohl beruflich als auch auf ehrenamtlicher Basis. Ich kannte Brigitte aus meinem Arbeitsumfeld und bat sie persönlich um einen Interviewtermin. Das Interview fand in ihrer Wohnung statt. Nicht zuletzt bedingt dadurch, dass wir uns bereits vor Interviewbeginn kannten und Brigitte – wie sie im Gespräch erzählte – eine gewisse Routine als Interviewpartnerin hat, gestaltete sich die Interviewführung sehr einfach. Das Gespräch war von Anfang an sehr flüssig; zu keinem Zeitpunkt ergab sich ein Frage-Antwort-Schema. Das Interview zeichnete sich durch lange Erzählsequenzen aus, in denen Brigitte sowohl autobiografische Elemente, als auch detaillierte historische Informationen zur feministischen Szene in Wien einbaute. Brigitte war in vielen unterschiedlichen feministischen Vereinen aktiv und verfügt deshalb über ein breites Wissen über und viele Kontakte zu feministischen Aktivist*innen.

Brigitte thematisierte Konflikte zwischen Feminist*innen ohne eine diesbezügliche Erzählaufforderung von meiner Seite. Sie identifiziert im Interview explizit einen Generationenkonflikt im Feminismus, den sie anhand eines (wie auf theoretischer Ebene bereits in Kapitel 2.2 näher beschriebenen) Loslösungsprozesses feministischer ‚Töchter‘ von den ‚Müttern‘ der Bewegung begründet. Insgesamt scheint Brigitte feministische Bewegungen als konfliktgeladenen Zusammenhang wahrzunehmen. Dies bezieht sie jedoch nicht nur auf aktuelle Bewegungszusammenhänge, sondern zieht zudem Parallelen zu historischen und historisch-gewachsenen Kontroversen. Obwohl Brigitte mehrere innerfeministische Konflikte aufzählt, nimmt sie sich selbst nicht – oder nur in einigen wenigen Ausnahmefällen – als beteiligt (wenn auch emotional betroffen) wahr. Im Interview beschreibt sie sich selbst immer wieder als eine Art Mediatorin zwischen unterschiedlichen Konfliktparteien.

Christine (60 Jahre)

Den Kontakt zu Christine erlangte ich über einen feministischen Verein aus Innsbruck. Das Interview fand im Büro eines Vereins, in dem Christine ehrenamtlich aktiv ist, statt. Im Rahmen der Terminvereinbarung kündigte Christine an, dass sie am in Frage kommenden Tag nur in einem relativ beschränkten Zeitraum von eineinhalb Stunden für ein Gespräch verfügbar sei. Das verkürzte u.a. die sog. ‚Eisbrecher‘-Phase zu Beginn des Interviews. An manchen Stellen des Gesprächs war der Zeitdruck ebenfalls spürbar; besonders gegen Ende des Interviews kippte die Gesprächsdynamik immer wieder in ein Frage-Antwort-Schema. Dennoch gab es immer wieder längere Sequenzen, in denen Christine m.E. entspannt erzählte.

Christine war zum Interviewzeitpunkt 57 Jahre alt und seit Langem in der feministischen Szene Innsbrucks engagiert. Erste Kontakte zu feministischen Gruppen schloss sie bereits als Schülerin. Christine beschrieb sich selbst im Interview tendenziell als Teil der autonomen feministischen Bewegung. Christines Erzählung war vor allem durch Erinnerungen an ihr feministisches Engagement in der Frauen*bewegung der 1970er geprägt, deren spezifische Strukturen sie sehr gut zu kennen scheint. Christine erzählte, dass sie aktuell, bedingt durch eine Erwerbstätigkeit außerhalb von Innsbruck, weniger stark in Innsbruck involviert sei. Dafür lieferte sie in ihrer Erzählung einige Hinweise auf die (mangelnde) feministische Vernetzung in ruralen Gebieten Österreichs.

Christine benannte Konflikte nicht explizit von sich aus, sondern sprach darüber erst als ich sie danach fragte. Nachdem ich Christine nach Unterschieden zwischen Feministinnen und möglicherweise daraus entstandenen Konflikten befragte, fokussierte ihre Erzählung sofort auf die Frage, ob und wie Projekte, die in der sog. ‚zweiten‘ Welle der Frauenbewegung entstanden sind, von jungen Frauen weitergetragen und/oder verändert worden sind. Christine bezeichnete diesen Konflikt allerdings nicht als Generationenkonflikt und war sehr bedacht, keine verallgemeinernden Aussagen über Gruppen von Frauen zu treffen, denen sie sich nicht zugehörig fühlt (was die Gruppe junger Frauen zu inkludieren scheint). In der Beschreibung von Konflikten zog Christine an mehreren Stellen Parallelen zu historischen Konflikten und betonte die Kontinuität mancher konfliktgeladener Themen aus feministischer Perspektive.

Emma (51 Jahre)

Der Kontakt zu Emma (51 Jahre) wurde via Schneeballmethode hergestellt (siehe Kapitel 5.3.1). Das Interview fand in einem von ihr gewählten Lokal in Graz statt. Emma erzählte von Beginn an sehr locker und offen sowohl über private als auch politische Zusammenhänge. Die Strukturvorgaben des Interviews änderten sehr wenig am gesprächsnahen Charakter des Interviews. Zwischendurch reichten sehr kurze Rückfragen, um den Redefluss am Laufen zu halten. Das Interview mit Emma hat lange narrative Sequenzen, in denen viele biographische Informationen enthalten sind. Die Länge der einzelnen Sequenzen machte es für mich

teilweise schwierig Rückfragen zu stellen, da das Thema ihrer Erzählung in der nächsten Erzählpause oft bereits ein ganz anderes war als zu Beginn der Sequenz. Ein Großteil der Themengebiete, die der Leitfaden abdeckt, wurden aber ohnehin beantwortet, ohne dass ich dafür überhaupt Fragen stellen musste.

Emma gab an schon in ihrer Kindheit ein Bewusstsein über Geschlechterungerechtigkeiten entwickelt zu haben. Als Studentin setzte sie sich vorrangig für die Friedensbewegung ein und kam erst über dieses Engagement zur feministischen Bewegung. Emma war sowohl in Innsbruck, wo sie zuvor lebte, politisch aktiv als auch in Graz, wo sie zum Zeitpunkt des Interviews lebte. Im Gespräch wurde deutlich, dass sie gleichermaßen in regionalen, nationalen und globalen feministischen Kontexten vernetzt ist. Auffallend war, dass Emma – im Gegensatz zu einem Großteil meiner anderen Interviewpartnerinnen – so gut wie keine Unsicherheiten im Gespräch zeigte (weder in Bezug auf meine Fragestellungen, noch in Bezug auf ihre Erzählungen).

Bündnis- und Vernetzungsarbeit in feministischen Bewegungszusammenhängen beschrieb Emma als einen ihrer Arbeitsschwerpunkte. Im Interview sprach Emma durchaus von Konflikten in feministischen Bewegungen – allerdings erst auf Rückfrage meinerseits. Sie führte diese vor allem auf einen mangelnden Austausch zwischen unterschiedlichen feministischen Gruppierungen und daraus entstandene differierende Wissensbestände zurück. Emmas Erzählung über Konflikte in der feministischen Szene war eng verknüpft mit der Suche nach Lösungsstrategien; ihre Annäherung an die Thematik schien sehr pragmatisch. In diesem Zusammenhang berichtete Emma schließlich über eine von ihr mitinitiierte Vernetzungsgruppe zwischen ‚jüngeren‘ und ‚älteren‘ Feministinnen.

Gertrud (35 Jahre)

Meine erste Interviewpartnerin, Gertrud, kannte ich bereits vor dem Interviewtermin persönlich aus dem Kontext eines feministischen Vereins. Als ich ihr vom Thema meiner Arbeit – das ich vorerst als den Umgang mit Unterschieden innerhalb feministischer Bewegungen beschrieb – erzählte, zeigte sie sich sofort interessiert und sagte zum Interview zu. Gertrud war zum Zeitpunkt des Interviews 35 Jahre alt und bereits seit mehreren Jahren in diversen feministischen Vereinen und Organisationen in Wien – sowohl ehrenamtlich als auch in bezahlten Funktionen – aktiv. Gertrud ist nicht in Wien aufgewachsen, und hatte bereits in Graz, wo sie zuvor lebte, Kontakt zu feministischen Gruppierungen gesucht.

Zu Gesprächsbeginn zeigte sich Gertrud etwas nervös, was sich in einem stockenden Erzählfluss und häufigen Rückfragen, ob sie denn über relevante Themen spräche, manifestierte. Interessanterweise verlor das Gespräch seinen zögerlichen Charakter, sobald es um Konflikte innerhalb feministischer Bewegungszusammenhänge ging. Obwohl Gertrud das Thema nicht von selbst einbrachte, schien es sich dabei um ein Thema zu handeln, das

sie beschäftigt. Auf die Frage, ob und in welchen Kontexten sie Probleme oder Konflikte innerhalb feministischer Bewegungen wahrnehme, folgte eine lange Narration, die Gertrud mit der Frage „Wo fang ich an?“ (IG, Z 231) eröffnete und in der sie über eine ganze Reihe von Themen sprach. Im weiteren Verlauf wurde rasch klar, dass Gertrud über ein großes Maß an akademischem Wissen über Geschlecht verfügt. Dies wurde u.a. daran deutlich, dass sie sich auf zahlreiche akademische Begriffe und Konzepte, wie Critical Whiteness, Dekonstruktivismus und Poststrukturalismus bezog. Gleichzeitig besaß sie viel praktisches Wissen über feministische Bewegungen in Wien. Gertrud thematisierte ohne Erzählaufforderung meinerseits einen möglichen Generationenkonflikt – nur um diesen kurz darauf als zu verallgemeinernde These abzulehnen. Altersunterschiede zwischen Feminist*innen sprach Gertrud dennoch an mehreren Stellen des Interviews als potenziell konflikthaft an. Sich selbst wollte Gertrud keiner Alterskohorte zuordnen. Ähnlich stellt sie ihre persönliche Positionierung zu Themenbereichen dar, die innerhalb feministischer Gruppen polarisieren, wie an folgendem Zitat deutlich wird: „Ja, also ich fühl mich irgendwie immer dazwischen und [lacht] ich tu mir immer ganz schwer mit so ähm ganz stark polarisierenden Diskussionen bei Themen, weil ich dann auch oft eher so, ja, ähm allen Positionen irgendwie was abgewinnen kann [...]“.

Hanna (58 Jahre)

Die 59jährige Hanna wurde mir durch eine Wiener Interviewpartnerin vermittelt. Ich kannte Hanna bereits zuvor von Veranstaltungen, hatte allerdings bisher noch nie persönlichen Kontakt zu ihr. Das Interview fand in meiner Wohnung statt. Bei Hanna handelte es sich ebenfalls um eine Person mit Interviewerfahrung, was sich in einer routinierten – aber gleichzeitig überraschend offenen – Erzählweise verdeutlichte.

Bei Hanna handelt es sich um die einzige meiner Interviewpartnerinnen, die seit ihres Studiums in Wien (mit einer mehrjährigen Unterbrechung) auf ehrenamtlicher Basis in der österreichischen Parteipolitik aktiv ist. In dieser politischen Funktion war sie auf europäischer Ebene vernetzt. Darüber hinaus arbeitet sie in mehreren überparteilichen feministischen Vereinen in Wien.

Mehr als die meisten anderen Gesprächspartnerinnen verknüpfte Hanna die Erzählung über (feministische) politische Kämpfe mit teils recht intimen Details aus ihrer Biographie. Hanna sprach in diesem Zusammenhang viel über Konflikte, in die sie selbst in feministischen Organisationen involviert war. Generationenkonflikte zwischen älteren und jüngeren Feminist*innen waren im gesamten Interview als Thema präsent. Wie kaum eine andere Interviewpartnerin verknüpfte Hanna hier ihre Einschätzungen mit persönlichen Erfahrungen, wodurch die Perspektive auf ihre persönliche Involvierung in Konfliktstrukturen deutlich wird. Hanna sieht als Grundlage der generationenbedingten Spannungen den Kampf

unterschiedlicher feministischer Interessensgruppen um Anerkennung – und illustriert dies an eigenen Erlebnissen. Hanna identifiziert sich selbst sehr stark mit der autonomen FrauenLesbenbewegung der 1970er und 1980er Jahre. Die mangelnde Anerkennung des eigenen politischen Engagements ist für Hanna nicht nur in Auseinandersetzung mit ‚jüngeren‘ Feminist*innen von Relevanz. Sie thematisiert es ebenfalls – wenngleich auf weniger energische Art und Weise – in Bezug auf ihre Arbeit in diversen Vereinen und Organisationen.

Lisa (25 Jahre)

Mit 25 Jahren war Lisa zwar die jüngste Interviewpartnerin; allerdings bringt sie sich bereits seit mehreren Jahren vorrangig auf ehrenamtlicher Basis in der feministischen Szene in Innsbruck ein und kennt durch ihre Tätigkeit in mehreren Vereinen die feministischen Bewegungsstrukturen. Für das Interview trafen wir uns in einem von Lisa vorgeschlagenen Café in Innsbruck. Lisa wirkte zu Gesprächsbeginn etwas vom Setting verunsichert, was sich auch mit der Zeit kaum änderte. Mit einer Dauer von 46 Minuten handelt es sich um das kürzeste der durchgeführten Interviews. Meiner Einschätzung nach ist es mir nicht genügend gelungen, die Künstlichkeit der Interviewsituation aufzubrechen.

Ähnlich wie bei Hanna orientierte sich Lisas Erzählung sehr stark an ihren persönlichen Erfahrungen; Lisa bezog ihre Erfahrungen allerdings noch ein Stück weit mehr auf eine individuelle, weniger auf eine strukturelle Ebene. Konflikte waren ein sehr präsent Thema; allerdings führte Lisa diese vorrangig auf Unstimmigkeiten interpersoneller Natur zurück. Die Frage, wie politisches Engagement innerhalb feministischer Organisationen (nicht) anerkannt und wertgeschätzt wird, war im Gespräch zentral.

Lisa verwendete die Begriffe ‚Generation‘ bzw. ‚Generationenkonflikt‘ zwar kein einziges Mal; trotzdem gab sie an, dass ihr Alter in feministischen Organisationen eine bedeutende Rolle spielte und ihren eigenen Zugang zu feministischen Bewegungen prägte. So erinnert sie sich etwa, dass in einem der Vereine, in denen sie gearbeitet hat, „ständig auf das Alter gepocht worden“ sei (IL, Z 193-194), was sie als sehr störend empfunden habe. Viele von Lisas Aussagen, aus denen Schlüsse auf möglicherweise generationenbedingte Konflikte gezogen werden könnten, finden sich in Nebensätzen und Randbemerkungen. Ihre eigene Positionierung innerhalb feministischer Vereine beschreibt Lisa als relativ eng verknüpft mit ihrem Alter. Im Rückblick auf ihr früheres Engagement in einer feministischen Organisation geht Lisa des Weiteren auf das Gefühl ausgenutzt worden zu sein ein. Das Motiv der fehlenden Anerkennung feministischer Arbeit findet sich also – in leicht abgewandelter Form – ebenfalls hier wieder. Prägend für Lisas Erzählung ist der immer wieder geäußerte Wunsch sich von den Ansprüchen anderer (Feminist*innen) zu emanzipieren und selbstbestimmt feministisch zu handeln.

Maria (33 Jahre)

Die Kontaktaufnahme zu Maria wurde über eine Studienkollegin aus Wien hergestellt. Maria, 33 Jahre alt, lebte zum Zeitpunkt des Interviews in Graz, hat zuvor allerdings in anderen österreichischen Städten gearbeitet. Ich interviewte Maria in ihrer Wohnung. Maria war ausgesprochen unsicher darüber, ob sie ihre Rolle als Interviewte ‚richtig‘ erfüllte und wirkte während des gesamten Gesprächs etwas unsicher in Bezug auf meine Fragen. Das äußerte sich u.a. darin, dass sie an mehreren Stellen Rückfrage hielt, ob sie auch das erzähle, was mich interessiere bzw. ob sie die Frage richtig verstanden habe. Da der Termin relativ kurzfristig verschoben wurde, war das Gespräch mit Maria an diesem Tag mein zweites Interview (innerhalb von nur 4 Stunden). Vermutlich war meine dadurch bedingte Zerstreutheit ein Grund für Marias Unsicherheit. Marias Erzählfluss blieb während des Interviews stockend. Maria beschäftigte sich erst im Rahmen ihrer Abschlussarbeit an der Universität mit feministischen Forderungen, obwohl sie angab, bereits als Kind durch ihre ebenfalls feministisch aktive Mutter feministisch sensibilisiert worden zu sein. Marias feministisches Engagement ist eher in informellen, nicht-institutionalisierten Gruppen zu verorten. Maria selbst stellte jedoch die Frage in den Raum, inwieweit ihre ehemalige Tätigkeit als Lehrende mit Gender Studies-Fokus als feministisch verstanden werden könnte.

Marias Verhältnis zur feministischen Bewegung ist eines der prägendsten Merkmale des Interviews. Aus ihrer Erzählung geht hervor, dass Maria mit vielen Grazer bzw. österreichischen Feminist*innen vernetzt ist. Trotzdem beschreibt sie sich selbst eher als Einzelkämpferin und als eine Art Beobachterin der feministischen Szene in Graz. Generationalität ist in Marias Erzählung insofern Thema als sie diese mit einer spezifischen politischen Sozialisierung in Verbindung bringt. Sie spricht allerdings eher auf deskriptiver Ebene von einer Generationendifferenz; Konflikte nimmt sie persönlich nicht wahr.

Nure (47 Jahre)

Der Kontakt zu Nure, die seit ca. 15 Jahren in Innsbruck lebt, wurde mir nach einer spontanen Interview-Absage von Christine vermittelt. Nure erklärte sich noch am selben Tag für ein Interview in ihrer Wohnung bereit. Das Interview mit der 47-jährigen Nure kam den Prinzipien des PZI betreffend die natürliche Dialoghaftigkeit des Gesprächs wohl am nächsten. Möglicherweise hatte die spontane Terminvereinbarung den positiven Effekt, dass Nure nicht schon im Vorhinein über die Thematik nachgedacht hatte, sondern tatsächlich im Gespräch Gedanken ausformulierte und Positionen einnahm.

Nure sprach sehr bald und immer wieder von feministischen Bewegungsgenerationen und beschrieb das Verhältnis von ‚älteren‘ zu ‚jüngeren‘ Feministinnen als angespannt. In ihrer Erzählung kontrastiert Nure die feministische Bewegung in der Türkei, wo sie bis zum

Zeitpunkt ihrer Flucht nach Europa parteipolitisch engagiert war, mit jener in Österreich. Die österreichische Frauenbewegung empfindet sie als weitaus gespaltener. Nures Darstellung orientiert sich sehr stark an möglichen Konfliktlösungsmustern – ihr zentrales Argument ist, dass es ein breites feministisches Verständnis von Solidarität bräuchte, um politisch handlungsfähig zu sein. Denn die Kernaufgabe feministischer Bewegungen ist es Nures Auffassung nach, „jede Frau zu erreichen“ (IN, Z 141). Im Vergleich zu den Beschreibungen über mögliche Anknüpfungspunkte und gemeinsame Handlungsfähigkeit (d.h. Konfliktlösung/-vermeidung) fallen Nures Erläuterungen von bestehenden Konflikten verhältnismäßig kurz aus. Auffallend ist, dass in diesem Interview auf ausnahmslos jede Erzählsequenz, in der ein Konflikt beschrieben wird, der Aufruf nach mehr Solidarität über die Grenzen inhaltlicher Positionen hinweg folgt.

Das Interview mit Nure lieferte schließlich u.a. spannende Einblicke in rassistische Ein- und Ausschlussmechanismen innerhalb feministischer Organisationen in Innsbruck aus Perspektive einer Betroffenen.

Sabine (25 Jahre)

Sabine war mir bereits durch ihre feministische Arbeit ein Begriff, ich hatte – bis Maria mich an sie vermittelte – allerdings keinen persönlichen Kontakt zu ihr. Für das Interview trafen wir uns an Sabines Arbeitsplatz. Sabine wirkte von Anfang an entspannt und erzählte sehr frei und ausführlich. Ziemlich kurz nach Interviewbeginn kam unerwarteter Weise ein Arbeitskollege von Sabine ins Büro. Anfänglich hatte ich die Befürchtung, dass das einen negativen Einfluss auf den Gesprächsverlauf hätte – besonders angesichts der Tatsache, dass sich ihr Kollege teilweise im gleichen Raum aufhielt wie wir. Sabine schien davon aber nicht weiter irritiert und änderte ihr Redeverhalten nicht merklich.

Ersten Kontakt mit feministischen Themen hatte Sabine während ihres Studiums; geschlechtsspezifische Ungleichbehandlungen erlebte sie allerdings bereits seit ihrer Kindheit als problematisch. Nach ihrer Rückkehr nach Graz suchte Sabine sehr rasch Anschluss in diversen feministischen Organisationen. Sabine beschreibt ihren Zugang zu feministischem Aktivismus als vorrangig in autonomen – d.h. parteipolitisch unabhängigen und nicht institutionalisierten – Zusammenhängen verortet. Sabine betonte im Interview die Notwendigkeit (z.T. zeitlich begrenzter) Bündnispolitik. Besonders die feministische Authentizität von parteipolitischen Organisationen und solchen, die von parteilichen bzw. parteinahen Institutionen finanziell unterstützt werden, zweifelte sie allerdings an. Die Bruchlinie zwischen autonomen und institutionalisierten feministischen Vereinen war zudem die einzige Konfliktlinie, die Sabine ausführlich als in Graz präsent beschrieb; andere Konflikte schien sie eher als temporäre Meinungsverschiedenheiten einzustufen.

Alter und Generation wären vermutlich nicht Themen des Interviews geworden, hätte ich sie

nicht als solche eingebracht. Die Erklärung bestehender Konflikte durch Generationenmodelle empfand Sabine nicht nur als simplifiziert, sondern darüber hinaus als inkongruent mit ihren persönlichen Erfahrungen im Austausch mit ‚älteren‘ Feminist*innen.

5.6 Erste Ergebnisse

Auf den folgenden Seiten stelle ich die Ergebnisse des empirischen Teils meiner Masterarbeit vor dem Hintergrund theoretischer Debatten zum Thema dar. Dabei beleuchte ich acht Themenkomplexe im Detail: 1) die Vielzahl unterschiedlicher Definitionen von Feminismus in den Interviews, 2) Identitätspolitik, 3) institutionelle bzw. autonome feministische Organisation, 4) Unterschiede in der Wahrnehmung von (Generationen-) Konflikten, 5) das Spannungsverhältnis zwischen feministischer Theorie und Praxis, 6) Generationendynamiken im Interviewsetting, 7) Konfliktvermeidung bzw. -fortsetzung durch die Anrufung von Generationenkonflikten, sowie 8) die Frage, inwieweit Generationenkonflikte als Verteilungskampf beschrieben werden können.

5.6.1 *Feminismus – Feminismen*

Bevor ich darauf eingehe, inwieweit und auf welche Weise meine Interviewpartnerinnen Generationen(konflikte) in ihren Erzählungen re-/konstruierten, möchte ich an dieser Stelle die immense Vielfalt an Themen, die in den Interviews angesprochen wurden, erwähnen. Auf die Frage, welche Themen für meine Interviewpartnerinnen in ihrem feministischen Aktivismus relevant sind, zeigten sich in der Analyse über 40 unterschiedliche Antworten. Das ist deshalb erwähnenswert, weil es erneut vor Augen führt, wie vermessen es tatsächlich ist, von Feminismus im Singular zu sprechen. Die Soziologin Christine Thon kommt ebenfalls zu dem Schluss, dass eine „Vereinheitlichung [von Feminismus, S.H.] angesichts der Vielgestaltigkeit und der Bandbreite der Themen der Bewegung durchaus problematisch“ sei (Thon 2008: 17). Meine Interviewpartnerinnen beschrieben u.a. Überlegungen zur neoliberalen Strukturierung des Arbeitsmarktes, gendermedizinische Fragestellungen, Annäherungen an (vergeschlechtlichte) Justiz, sprachtheoretische Überlegungen genauso wie Fragen zu sexueller Orientierung und Identität als wesentlich für ihre aktivistischen Tätigkeiten. Eine ausführliche Analyse aller Themenaspekte, die in den Interviews angesprochen wurden, kann im Rahmen der vorliegenden Arbeit nicht stattfinden. Um zumindest stichwortartig festzuhalten, wie divers die Themen feministischer Bewegungen sein können, habe ich mich für eine grafische Darstellung entschieden (s. Abb. 1). Die Unterschiedlichkeit der individuellen inhaltlichen Schwerpunktsetzung erscheint dabei besonders angesichts der weitgehenden Homogenität meiner Interviewpartnerinnen in Hinblick auf deren Verortung entlang der Kategorien Klasse und Ethnizität beachtlich.

Zunächst zwei Anmerkungen zur grafischen Darstellung: Themen, die von zwei meiner Interviewpartner*innen erwähnt wurden, werden in der Grafik größer dargestellt; solche, die von mehr als zwei meiner Interviewpartner*innen als Interessensschwerpunkt genannt wurden, habe ich zudem fett markiert.



Abbildung 1: Sammlung der Interessensschwerpunkte meiner Interviewpartner*innen

Die gewählte Grafik mag vielleicht auf den ersten Blick, da sie die (zweifelsohne in vielen Bereichen vorhandene) Verknüpfung einzelner Themenbereiche nicht abbildet. Mit der spezifischen Darstellungsform möchte ich jedoch ein Stück weit zeigen, was sich in den Interviews abzeichnete und in der Literatur bereits beschrieben wird, nämlich dass in feministischen Bewegungszusammenhängen „verschiedene Positionen und Initiativen oft relativ unverbunden nebeneinander [stehen] und sich häufig nicht aufeinander [beziehen]“ (Pöge et al. 2014: 21). Beispielhaft für dieses Nebeneinander verschiedener feministischer Zugänge ist etwa die Tatsache, dass jene Interviewpartnerinnen, die sich auf feministische Friedensbewegungen bezogen, nicht automatisch über post- und dekoloniale Theorien sprachen et vice versa – obwohl die beiden politischen Bewegungen und dazugehörigen

Denktraditionen durchaus gemeinsam gedacht werden könnten und werden (ausführlich dazu z.B. Dittmer 2018: 7-10).

Trotz dieser Unterschiede zeichnete sich in der Analyse der Erzählungen ein Zusammenhang recht deutlich ab: Die Erzählungen zeigen die aktuelle Hegemonie de-/konstruktivistischer Ansätze in aktuellen feministischen Debatten. In der ein oder anderen Form bezogen sich alle Interviewpartnerinnen auf dekonstruktivistische Geschlechtertheorien. Die Nützlichkeit dekonstruktivistischer Ansätze für die eigene feministische Praxis wurde individuell unterschiedlich bewertet und nicht alle Interviewpartnerinnen verorteten sich in dieser Denktradition. Doch auf irgendeine Art und Weise bezogen sich alle Interviewten auf die Idee, dass die Zweigeschlechterordnung sozial konstruiert sei. Beispielhaft dafür kann Hanna zitiert werden, die sich im Interview mehrmals auf dekonstruktivistische Ansätze bezieht, um ihre eigene Position von diesen abzugrenzen. Deutlich wird dies etwa, wenn sie über geschlechtergerechte Sprache und die sprachliche Repräsentation unterschiedlicher Geschlechtsidentitäten spricht:

„Wo ich mir denk, ja, sie sollen in ihren Kreisen mit Sternchen mobilisieren, wir mobilisieren ohne Sternchen – das ist doch wurscht, oder? Weil ich seh das wirklich- [...] Oder Unterstrich, (3) da weiß ich auch zu wenig. Muss ich mich beschäftigen damit. [...] Aber man vergisst dann zum Beispiel, wenn man so jemanden fragt, wie mich, dass ich überhaupt nicht aus diesem wissenschaftlichen Kontext komm. Dass ich schon wahrgenommen hab, dass das irgendwie jetzt so gemacht wird, aber warum und wieso: I don't know.“

Hanna benennt in diesem Auszug dekonstruktivistische Ansätze nicht als solche. Sie bezieht sich zwar auf Schreibweisen, die die binäre Geschlechterordnung herausfordern bzw. sprachlich zu dekonstruieren versuchen (z.B. Baumgartinger 2008) – jedoch vorrangig, um sich von ebendiesen zu distanzieren. Interessant ist dabei auch, dass Hanna solche Schreibweisen (ausschließlich) in akademischen Kontexten verortet und bedacht darauf ist, sich gleichzeitig davon abzugrenzen. Dies ist ein Muster, das sich an mehreren Stellen in Hannas Erzählung wiederfindet. Unabhängig von den Themen, mit denen sich die von mir interviewten Aktivistinnen feministisch beschäftigen, zeichnete sich schließlich eine weitere wesentliche Gemeinsamkeit ab: Alle meine Interviewpartnerinnen verstanden Feminismus als umfassende Gesellschafts- und Systemkritik, die sich nicht ausschließlich einzelnen Aspekten des gesellschaftlichen Zusammenlebens widmet, sondern auch deren strukturelle Bedingungen hinterfragt. Sabine bringt dies etwa in folgenden Worten auf den Punkt:

Ich glaub', es ist total wichtig, immer wieder zu sehen, dass es kein Individualfall ist, wenn du von Sexismus betroffen bist, oder von irgendwelchen anderen Diskriminierungsformen oder so. Sondern dass das etwas ist, was eben auch System hat und wo Strukturen dahinterstehen.

Das Verständnis meiner Interviewpartner*innen, was feministische Bewegung(en) zu verändern suchen, beschränkt sich also nicht auf mikrosoziale Praktiken, sondern umfasst auch die makrosoziale Ebene geschlechtsspezifischer Machtgefälle.

Die Vielfalt der Themen, mit denen sich meine Interviewpartner*innen feministisch beschäftigen, spiegelt sich im Kontext ihrer individuell unterschiedlichen Lebensrealitäten wider. Eine meiner forschungsleitenden Fragen lautete, welche Differenzen die interviewten Personen zwischen Feminist*innen wahrnehmen – u.a. in Hinblick auf die Kategorien Bildung, Alter, Ethnizität, sexuelle Orientierung/Identität, politische Sozialisation. Die Interviews unterstreichen zuallererst, dass diese Frage nur in Zusammenhang mit der soeben beschriebenen Vielfalt feministischer Denkweisen und Handlungsansätze beantwortet werden kann. Denn die Interviews machen deutlich, dass die unterschiedlichen Themen stark von der eigenen Biographie – die ja wiederum relational in Abgrenzung zu anderen Individuen konstruiert wird (etwa Rosenthal 2008) – abhängen. Dies wurde etwa bei Gertrude und Hanna deutlich, die ihr Interesse an Klassenfragen mit ihrer eigenen sozialen Herkunft aus einem Arbeiter*innenmilieu begründeten; bei Lisa, die ihre sexuelle Orientierung als Ausgangspunkt für ihr Engagement für die Rechte von LGBTQ+ Personen nimmt; oder Emma, die schon als Kind Interesse an Technik zeigte und dies nun mit ihren feministischen Kämpfen verknüpft. Die Interviews zeigen allerdings nicht nur, dass die eigene Sozialisation großen Einfluss auf die thematischen Schwerpunkte des feministischen Engagements hat. Darüber hinaus wurde deutlich, dass der Umgang mit Differenzen zwischen unterschiedlichen Lebensrealitäten, inhaltlichen Arbeitsschwerpunkten und feministischen Ansätzen als zentraler Marker bzw. Auslöser für Konflikte empfunden wird. Nun mag es angesichts der erwähnten Vielzahl an Verständnissen von Feminismus und der jeweils unterschiedlichen praktischen Umsetzung nicht verwundern, dass dies Basis für Konflikte sind. Gleichzeitig werden die wenigsten von der Erkenntnis überrascht sein, dass Differenzen mehr Konfliktpotenzial bieten als Gemeinsamkeiten. Ich möchte dennoch kurz darauf eingehen, wie meine Interviewpartner*innen Differenzen als Auslöser für Konflikte beschrieben. Denn dabei wurde sehr häufig auf einen alten feministischen Konflikt referiert, in dem es v.a. um die Frage geht, wer für den Feminismus spricht, was thematisiert wird und wer sich (nicht) Gehör verschaffen kann. Auffallend ist, dass immerhin fünf meiner Interviewpartner*innen (Christine, Gertrude, Hannah, Lisa und Maria) Differenzen zuerst vorrangig mit Fragen von Macht und Konkurrenz verknüpften und diese als tendenziell destruktiv für feministische Solidarität beschrieben und erst viel später im Interviewverlauf oder auf Nachfrage auch auf positive Aspekte eingingen. Nure, Emma, Brigitte und Sabine thematisierten Unterschiede hingegen gleich zu Beginn positiv als Vielfalt. Das kann mitunter als Hinweis darauf gelesen werden, dass Differenzen

innerhalb feministischer Bewegungen Kämpfe mit sich bringen, „in denen es darum geht, wer legitim ‚im Namen‘ von Feminismus sprechen kann“ (Hark 2007: 11).

Wenn wir nun also davon ausgehen, dass Unterschiede in Bezug auf Alter, Bildung, Klasse, Ethnizität und sexueller Orientierung u.v.m. Einfluss darauf haben, welche politischen Aktionsformen und Themen als relevant für feministische Bewegungen wahrgenommen werden, dann wird klar, weshalb meine Interviewpartner*innen nicht rein deskriptiv und ohne Wertung über diese Differenzen sprachen. Die Frage, ob und wie ein gemeinsamer feministischer Kampf trotz der Unterschiede zwischen feministischen Protagonist*innen möglich ist, wird nicht nur in der Praxis relevant, sondern ist auch Thema etlicher theoretischer und akademischer Schriften. Gudrun-Axeli Knapp argumentierte beispielsweise bereits in den 1990er Jahren, dass die Anerkennung der Differenzen zwischen Feminist*innen es notwendig mache, den politischen Akzent „von der unterstellten Gemeinsamkeit der ‚Gleichbetroffenheit‘ auf die Entwicklung eines feministischen Bewusstseins von Verschiedenheit“ zu verschieben (Knapp 1994: 235). Die Interviews zeigen, dass es sich dabei nach wie vor um keinen abgeschlossenen Prozess zu handeln scheint. Der tendenzielle Fokus in den Interviews auf negative Aspekte unterschiedlicher feministischer Subjektpositionen muss m.E. allerdings nicht zwingend als ein ‚Scheitern des Projekts der Frauensolidarität‘ (in Anlehnung an Meyer 1994) gedeutet werden. Es kann schlichtweg als Zeichen dafür interpretiert werden, dass die Ausverhandlung von Unterschieden ein schwieriger Prozess und kontinuierlicher Bestandteil feministischer Bewegungen ist. In Kapitel 5.6.8 werde ich näher darauf eingehen, inwieweit Generationenkonflikte als Teil eines Verteilungskampfes zwischen Feminist*innen gelesen werden können.

5.6.2 Feministische Identitätspolitik

Eine Frage, die alle meine Interviewpartner*innen zu beschäftigen scheint, war jene, welche Identitäten und Subjekte im Mittelpunkt feministischen Handelns stehen (sollen). Tatsächlich war die Frage, *wer* denn als Subjekt des Feminismus gelte, *für* wen und *mit* wem in feministischen Bewegungen gekämpft wird, für meine Interviewpartner*innen hochrelevant. Das zeigte sich zum Beispiel an folgenden Fragestellungen meiner Interviewpartner*innen: Können Männer Feministen sein und an welchen Kämpfen sollen sie sich (nicht) beteiligen? (Emma) Wer darf Teil von Frauen*Räumen sein? (Hanna) Sind solche Safe(r) Spaces überhaupt noch zeitgemäß? (Hanna) Wie kann feministische Solidarität aussehen? (Nure) Und verlieren feministische Forderungen nicht womöglich ihre Kraft, wenn wir auf das Subjekt Frau verzichten? (Brigitte) Das sind nur einige der Themen, die meine Interviewpartner*innen beschäftigen und die ich in-/direkt auf eine ganz grundlegende Debatte zurückführen möchte, die feministisch seit Jahrzehnten höchst kontrovers diskutiert wird: Was bedeuten postmoderne dekonstruktivistische Geschlechtertheorien für die feministische Praxis?

Anfang der 1990er fragte Judith Butler: „Werden die angeblich natürlichen Sachverhalte des Geschlechts nicht in Wirklichkeit diskursiv produziert, nämlich durch verschiedene wissenschaftliche Diskurse, die im Dienste anderer politischer und gesellschaftlicher Interessen stehen?“ (ebd. 1991: 23). Butler war nicht die erste, die Geschlecht als kulturelles Konstrukt konzipierte und die Natürlichkeit der Kategorie grundlegend hinterfragte. Maßgeblich geprägt wurde dieser (vorerst sozial-)wissenschaftliche Paradigmenwechsel durch die Arbeiten Harold Garfinkels (1968), der sich mit der Omnipräsenz von Geschlechternormen beschäftigte und reflektierte, wie Geschlecht in allen Situationen des alltäglichen Lebens Bedeutung verliehen werden kann. Candace Wests und Don H. Zimmermans Konzept des ‚Doing Gender‘, mit dem sie die interaktionelle Herstellung von Geschlecht beschreiben, lieferte ebenfalls einen wesentlichen Anstoß dafür, die Natürlichkeit sowohl sozialer als auch biologischer Geschlechternormen in Frage zu stellen. Die Dekonstruktion des ‚biologischen‘ Geschlechts als gesellschaftliches Konstrukt, d.h. die Idee, dass kein Aspekt von Zweigeschlechtlichkeit apriorisch-natürlich sei, hat nachhaltiges Verunsicherungspotenzial (Degele 2008: 25). Dekonstruktive Geschlechtertheorien (die bis heute häufig ihre Personifikation im Namen Judith Butler erfahren) eröffneten eine andauernde Debatte – nicht nur in feministischen Kreisen, sondern mit etwas Verzögerung nun auch in der Mehrheitsgesellschaft. In feministischen Diskursen wird die Thematik dabei v.a. in Zusammenhang mit identitätspolitischen Fragen in Zusammenhang gebracht. Interessanterweise auffallend intensiver als etwa durch die Kritik Schwarzer Frauen* am *weißen* Mittelstandsfeminismus hervorgerufen, rückte durch dekonstruktivistische Ansätze die Frage in den Mittelpunkt, wer das Subjekt des Feminismus sei. BPOC (Black and People Of Colour) Feminist*innen hatten bereits seit Aufkommen der sog. zweiten Welle des Feminismus wiederholt kritisiert, dass sich feministische Bewegungen zu sehr auf die Kategorie Geschlecht begrenzen und dabei andere Kategorien wie race, Ethnizität, Klasse, Religion – und damit verknüpfte Ein- bzw. Ausschlüsse zu wenig reflektieren würden. Ein prominentes Beispiel dafür ist das 1977 entstandene und 1982 publizierte *Black Feminist Statement* des Combahee River Collectives. Das Combahee River Collective, ein Zusammenschluss Schwarzer lesbischer Feminist*innen thematisiert darin u.a., dass *weiße* Feminist*innen die Mehrfachdiskriminierung, mit der sich Schwarze Frauen konfrontiert sehen, oft gar nicht wahrnehmen oder sogar davon profitieren würden (ebd. 1982: 213). Chandra Talpade Mohanty legte in *Under Western Eyes* (1984) eindrucksvoll dar, wie der koloniale Blick feministischer Theoretiker*innen des globalen Nordens an der diskursiven Konstruktion von Frauen der sog. ‚Dritten Welt‘ beteiligt war – und bleibt (s. dafür Mohanty 2003, auch Conell 2007). Die Philosophin, Poetin und Aktivistin Audre Lorde kam bereits 1979 zu dem Schluss: „The Master's Tools Will Never Dismantle the Master's House“ (Lorde 1984: 110) – ein Feminismus, der die eigenen rassistischen Strukturen nicht hinterfragt, sei nicht geeignet, um

patriarchale Systeme zu kritisieren oder gar zu stürzen. Die Werke Schwarzer Feminist*innen liefern meines Erachtens genug Anknüpfungspunkte für eine selbstkritische Reflexion feministischer Identitätspolitik. Dennoch – und sicherlich nicht zufällig – ist es die *weiße* Philosophin Judith Butler, die in aktuellen Debatten mit einer paradigmatischen Wende der Geschlechterforschung und -politik assoziiert wird. Butlers Kritik an Identitätspolitik richtet sich an das kollektive ‚Wir=Frau/en‘, das aus dieser resultiert. Das suggerierte Subjekt Frau identitätspolitischer Ansätze orientiert sich dabei allzu oft an der Lebensrealität *weißer*, heterosexueller Mittelklassefrauen und würde unweigerlich Ausschlüsse schaffen – und das mitunter sogar mehr als Einschlüsse (Butler 1994: 48). Butler argumentiert dies mit der Theorie der performativen Herstellung von Geschlecht. Geschlecht ist in diesem Sinne keine natürliche, apriorische Kategorie, sondern wird in diskursiven Sprechakten hergestellt (Butler 1990: 23f.). Die „heterosexuelle Matrix“ (ausführlich Butler 1990: 68ff.) durchzieht diese Sprechakte und re-/produziert so die Idee, dass Geschlecht, Geschlechtsidentität und Begehren gemäß einer binären Logik strukturiert seien, die ausschließlich dichotome Subjekte (Mann/Frau) hervorbringt, die als vergeschlechtlichte Subjekte bestimmten Körper- und Verhaltensnormen zu entsprechen haben und sich gegenseitig begehren (Heterosexualität). Die Tatsache, dass die Matrix in der alltäglichen Kommunikation nicht als sichtbares Regelwerk auftritt, sondern den Subjekten inhärent ist (Butler 2013: 124f.), macht es schwierig, sie zu benennen bzw. festzumachen. Im Gegensatz zu einem essentialistischen Feminismus, macht das Konzept der heterosexuellen Matrix jedoch den „normativen und ausschließlichen Charakter“ (Butler 1990: 34) binärer Geschlechterkategorien sichtbar. Wenn Geschlecht als soziale Konstruktion betrachtet wird, muss Butler zufolge zwingend danach gefragt werden, welche gesellschaftlichen Ideen an dessen Konstruktion beteiligt waren und sind. So würde die „wesentliche Unvollständigkeit“ (Butler 1990: 35) der Kategorie Frau/en sichtbar. Die Berufung auf ein kollektives Subjekt des Feminismus kann dem performativen Charakter von Geschlecht nicht gerecht werden.

Tatsächlich scheinen gerade Theorien, die Geschlechter nicht binär konzipieren, nicht nur auf wissenschaftlicher Ebene Debatten angestoßen, sondern auch großen Einfluss auf die feministische Bewegung im Allgemeinen genommen zu haben. In allen Interviews, die ich im Rahmen meiner Masterarbeit führte, fanden sich Referenzen auf die Frage, welche Auswirkungen ein dekonstruktivistisches Verständnis von Geschlecht auf feministische Handlungsfähigkeit habe. Sichtbar wird dies scheinbar besonders dann, wenn es um die Frage geht, wie eine geschlechtergerechte Schreibweise auszusehen hat und wer sich davon angesprochen und mitgemeint fühlt bzw. fühlen soll. Emma etwa beschrieb bestimmte Schreibweisen als Konventionen spezifischer Gruppen. Sie sieht die Verwendung von Binnen-I, Asterisk, Underscore als Teil einer Gruppenvereinbarung, wie miteinander umgegangen wird

und wer in der Gruppe (nicht) willkommen ist. Dass die Sprachwahl bereits Normen an (potenzielle neue) Gruppenmitglieder vermittelt, thematisierten auch Gertrude, Hanna, Maria und Brigitte. Nicht nur für Emma scheint also klar zu sein, dass Gruppen, die geschlechtersensible Sprache schriftlich mittels Binnen-I kommunizieren, trans* Frauen und nicht-binäre Personen bewusst exkludieren. Interessant erscheint mir, dass mit Lisa nur eine meiner Interviewpartner*innen explizit thematisierte, dass die Inklusion und Sichtbarmachung pluraler Geschlechtsidentitäten auf sprachlicher Ebene nicht zwingend mit gelebter Inklusion gleichzusetzen ist – und dass Organisationen, die binäre Schreibweisen verwenden, dennoch offen für andere Identitätskonzeptionen sein können.

Die Interviews machen erneut deutlich, für wie viel Unbehagen und Unsicherheit die Infragestellung der Zweigeschlechternorm nach wie vor zu sorgen scheint. Bereits in den 1990er Jahren wurde die Kritik an postmodernen Geschlechtertheorien laut, dass diese dem Feminismus das handelnde Subjekt („Frau/en“) entzögen und damit die Handlungsmacht feministischer Bewegungen in Frage stellten. Diese These wurde immer wieder zur Erklärung für vermeintliche Generationenkonflikte in feministischen Bewegungen herangezogen. Vor diesem Hintergrund ist es besonders spannend, dass auch Maria essentialistische und dekonstruktivistische Geschlechterkonzeptionen als generationsspezifisch beschreibt:

Da gibt's, glaub ich, schon einen riesigen Gap von Feministinnen, die mit Differenztheorie und linken Theorien [...] aufgewachsen sind und jetzt jungen Frauen, die mit Dekonstruktivismus und Poststrukturalismus aufgewachsen sind. Und ich merk da oft, dass es überhaupt gar keine Verständigungsmöglichkeit gibt, weil man die gegenseitigen Positionen gar nicht kennt und nicht verstehen kann.

Würde man Marias Aussage als repräsentativ für feministische Bewegungszusammenhänge in Österreich nehmen, so passt sie gut in die Idee einer ‚älteren‘ Generation von Feminist*innen, die in den 1970/80er Jahren aktiv wurden, seitdem nur wenig aktuelle feministische Theoriebildung und -debatten mitverfolgt bzw. daran partizipiert haben und nach wie vor in differenzfeministischem Denken ‚verhaftet‘ blieben. Dies fügt sich gut in die These, dass feministische Theoriebildung einer linearen Logik folgt und dekonstruktive Theorien essentialistische Ansätze abgelöst hätten. Dieser älteren Generation stünden dann die ‚jungen‘ Feminist*innen gegenüber, die allesamt poststrukturalistisch sozialisiert und der theoretischen wie gelebten Dekonstruktion von Geschlecht offen sind. Während sich die ältere Generation also unbeirrt auf einen essentialistischen Frauenbegriff bezöge, würden jüngere Feminist*innen sich ausschließlich in Kontexten der Queer Theory verorten. Die unterschiedliche Denklogiken und Weltwahrnehmungen könnten in dieser Deutung, um mit Mannheim zu sprechen, als Generationsentelechien (ebd. 1928: 165) interpretiert werden; sie stellen gewissermaßen das einende Gedankengut und Ziel der Bewegung dar. In der Tat erfreut sich genau dieses Deutungsmuster großer Beliebtheit in feministischen Publikationen

und populärwissenschaftlichen Debatten (beispielhaft etwa Gerhard 2000, Lenz 2001). Die Analyse der vorliegenden Interviews unterstützt diese These allerdings nicht. Ein Großteil meiner Interviewpartner*innen bezog sich, unabhängig von ihrem jeweiligen Alter oder der gefühlten Generationszugehörigkeit, auf die Idee, dass es sich bei Geschlecht um eine soziale Konstruktion handle. Die meisten meiner Interviewpartner*innen schienen mit aktuellen Debatten der Gender Studies vertraut und bezogen sich durchaus auf diese. Grundsätzlich setzten alle meine Interviewpartner*innen Sexismus mit anderen diskriminierenden Strukturen, wie etwa Rassismus, Klassismus und Homofeindlichkeit in Verbindung. Insgesamt wurde in vielen Interviews sichtbar, dass intersektionale Herangehensweisen sehr wohl Teil feministischer Praxis sind. Gerade Emma und Brigitte können beispielhaft dafür genannt werden, dass auch ‚ältere‘ Feminist*innen, (im Übrigen sehr selbstkritisch) darüber reflektieren, was es heißt, vielfältige Geschlechtsidentitäten als Teil feministischer Bewegungen anzuerkennen, sowie eigene Privilegien und Exklusionspraktiken zu hinterfragen. Exemplarisch folgt hier ein Zitat von Emma, in dem sie kritisch auf die Exklusion von Transfrauen aus manchen Frauenräumen Bezug nimmt:

Ich will auch nicht was aufrechterhalten, was irgendwie eine komische ähm (Pause) eigentlich eine lebensfeindliche und eine menschenfeindliche Haltung ist. Weil wie du dich identifizierst und wie du dich gerade empfindest, geht mich eigentlich überhaupt nix an. Das sollt‘ wirklich deine freie, oder meine freie Wahl sein, dass ich das jetzt so sag und in zwei Stunden ist es vielleicht anders. Oder es war einmal so und jetzt hat sich das dann verändert. [...] Und das ist irgendwie nach wie vor mein Grundprinzip: Wenn ich nicht will, dass es irgendwie von meinem persönlichen Gender abhängt, was ich tun darf, [...] dann will ich auch nicht sozusagen das verwenden, um Abgrenzung weiterzuführen.

Dass Emma das Wort Gender, das im Englischen das soziale Geschlecht bezeichnet, verwendet, deutet darauf hin, dass sie sich mit dekonstruktivistischen Debatten aus der Geschlechterwissenschaft befasst hat. Die Tatsache, dass Sie die Exklusion von Transfrauen aus Räumen, zu denen ausschließlich Frauen Zutritt haben sollen, als „lebensfeindlich“ bzw. „menschenfeindlich“ bezeichnet, zeigt, dass sie sich damit auch in ihrer persönlichen politischen Praxis identifiziert.

Gertrude, die entsprechend ihres Jahrgangs wiederum idealtypisch einer ‚jüngeren‘ Generation zugeordnet werden könnte, bezog sich nicht ausschließlich negativ auf einzelne Ansätze differenztheoretischer Theorie und kritisierte, dass feministische Theorien der 1970er und 80er Jahre häufig vor allem als trans*feindlich rezipiert würden. Sie kritisierte die pauschale Ablehnung von Theorien, die sich an einer Zweigeschlechternorm orientierten und forderte stattdessen eine differenzierte Lesart. Über aktuelle Debatten diesbezüglich sagt sie etwa:

Da wird ja auch so ein bisschen vermittelt, ä:hm es gab die verschiedenen Phasen und ähm Dekonstruktivismus und poststrukturalistische Ideen sind jetzt der Status Quo und das andere ist quasi überwunden. Mhm. (Pause) Und da hab ich erst gemerkt, wie sehr das aber sehr wohl noch präsent ist, oder (lacht) dass es eben auch andere Zugänge gibt. [...] Und also allgemein ähm ökonomische Themen, soziale Gerechtigkeit, Ungleichheit- Da gibt's auch ältere Theorien, die echt spannend sind.

Hanna war die einzige meiner Interviewpartner*innen, die explizit äußerte, dass trans* Personen für sie nicht Teil der Frauenbewegung wären. Feministische Politik heißt für Hanna Politik von Frauen für Frauen – und als letztere versteht sie ausschließlich Personen, die bei Geburt als weiblich klassifiziert wurden. An diese Form der Geschlechtskonstruktion angelehnt, formulierte Hanna im Interview ihre identitätspolitische Idee einer Zugangspolitik zu frauenspezifischen Räumen und Veranstaltungen bzw. Demonstrationen. Auf Basis der vorhandenen Interviewtranskripte lässt sich keine Aussage über die gelebte Praxis und/oder diesbezüglichen Einstellungen bzw. Haltungen der anderen Interviewpartner*innen machen. Es ist also möglich, dass weitere meiner Interviewpartner*innen Hannas Einstellung teilen. Eine Feinstrukturanalyse der Interviews würde möglicherweise zudem sichtbar machen, wo trans*feindliche Erzählungen subtil (und mitunter unbewusst) in die Erzählungen mancher Interviewpartner*innen eingewoben sind. Die Tatsache, dass sie es im Gespräch allerdings nicht explizit zum Thema machten, lässt vermuten, dass sie es selbst nicht als wesentlichen Bestandteil ihrer feministischen Identität werten. Damit kann die These in Frage gestellt werden, dass ausschließlich jüngere Feminist*innen Identitätspolitik ablehnen. Ich argumentiere, dass die Idee, gewisse politische Positionen (und hier speziell der Konflikt Dekonstruktivismus vs. Identitätspolitik) auf das Alter feministischer Protagonist*innen zurückzuführen, problematisch ist. Meiner Meinung nach ist sie vorrangig einem (Rück-)Blick auf feministische Bewegungen geschuldet, der Differenzen und Spannweiten zwischen unterschiedlichen feministischen Lebensrealitäten und Kämpfen zugunsten einer (real nie existierenden) Einigkeit unsichtbar macht. Die damit verbundene Idee, dass feministische Theorien sich gemäß einer linearen Logik des Fortschritts weiterentwickeln, wird zyklischen Verlaufsformen und wechselseitigen Referenzen wiederum nicht gerecht. Die Bandbreite an Themen, die meine Interviewpartner*innen als ihre feministischen Schwerpunkte thematisierten weist darauf hin, dass es sich bei der Rede von Feminismus im Singular stets um eine (möglicherweise notwendige) Komplexitätsreduktion handelt, die mit Informationsverlust einhergeht. Nun zeigte sich auch in den Interviews die Diskrepanz, dass einerseits eine Generationenspezifität in Hinblick auf geschlechtertheoretische Zugänge suggeriert wurde, während sich diese andererseits an meinen Interviewpartner*innen nicht manifestierte. Unter Umständen kann dies als Hegemonie eines bestimmten Diskurses über Generationenverhältnisse gesehen werden, der ein gewisses Maß an Einheitlichkeit

voraussetzt. Erwähnenswert erscheint mir in diesem Zusammenhang schließlich erneut der Hinweis, dass bei der Auswertung der Interviews in Gruppen in den seltensten Fällen das Alter der Interviewpartner*innen korrekt geschätzt wurde – die meisten meiner Interviewpartner*innen wurden für jünger gehalten, als sie sind. Das kann durchaus damit zu tun haben, dass eine gewisse Erwartungshaltung älteren Feminist*innen gegenüber besteht, dass diese einen essentialistischen Frauenbegriff hätten. Auf Basis der Interviews kann keine Aussage darüber getroffen werden, inwieweit dies auf die spezifische mediale Darstellung feministischer Generationen zurückzuführen ist, die meinen Interpretationspartner*innen vielleicht als Deutungsressource dienten. Eine weiterführende empirische Beschäftigung mit dieser Frage wäre lohnenswert.

5.6.3 *Institution vs. Autonomie*

Ein weiteres Thema, das feministische Bewegungen seit Jahrzehnten begleitet und das in den Interviews eine große Rolle spielte, war die Frage, ob feministisches Engagement besser in autonomen oder institutionalisierten Kontexten stattfinden soll und was diese beiden Begriffe überhaupt bedeuten. Interessanterweise wurde diese Problematik in den Interviews sehr unterschiedlich herbeigezogen, um Generationengrenzen diskursiv herzustellen. Bevor ich auf die widersprüchliche Verknüpfung von Generation mit der Frage nach Autonomie bzw. Institution eingehe, möchte ich erwähnen, dass meine Interviewpartner*innen insgesamt autonomes feministisches Engagement als wirkungsvoller einzustufen schienen und es in gewisser Weise mehr anerkannten als dies für institutionalisierten Feminismus der Fall war. Besonders auffallend war, dass dies sogar bei Maria der Fall war, die selbst angab, vorrangig in institutionalisierten Kontexten feministisch aktiv zu sein. Die Frage, wie feministische Forderungen in die Praxis umgesetzt werden können und wie Ideale erreicht werden, ist also nach wie vor aktuell. Das mag u.a. damit zu tun haben, dass viele feministische Forderungen auch nach mehreren Jahrzehnten feministischer Bewegungen nicht eingelöst wurden und neue sind inzwischen hinzugekommen sind. Nicht zuletzt deshalb wird klar, weshalb die Frage, was feministischer Aktivismus bewirken kann und in welcher Form er Veränderungen herbeiführt, nach wie vor kontrovers diskutiert wird. Sexismus, Rassismus, Homophobie und Klassismus haben nur wenig von ihrer gesellschaftlichen Wirkmacht verloren. Dass sich der Konflikt zwischen autonomer und institutionalisierter feministischer Organisation vor diesem Hintergrund fortsetzt, mag also wenig überraschen. Unter Umständen ist auch die der Langsamkeit, mit der es zu geschlechterpolitischen Veränderungen kommt, Grund für die Frustration meiner Interviewpartner*innen. Angesichts der zunehmenden Implementierung von Gleichstellungspolitik in den diversen staatlichen Institutionen bei einer scheinbar gleichbleibenden geschlechtsspezifischen Ungleichstellung mag es nachvollziehbar erscheinen, weshalb eine autonome Organisationsform von meinen Interviewpartner*innen als

vielversprechendere Alternative bewertet wird. Der Einzug feministischer Forderungen in bestehende Institutionen widerspricht grundsätzlich der Idee einer autonomen feministischen Bewegung, die viel mehr versucht Institutionen als solche zu hinterfragen, anstatt sie von innen heraus zu verändern. Nichtsdestotrotz sind autonome und institutionalisierte Formen feministischen Engagements eng miteinander verknüpft. Oft stellt sich gerade mit der zunehmenden Institutionalisierung feministischer Ansätze und Projekte zudem die Frage, wo heutzutage die Grenze zwischen Autonomie und Institution gezogen werden kann. Zählen dazu ausschließlich selbstorganisierte Gruppen? Können Projekte, die staatliche Fördergelder erhalten, tatsächlich als autonom bezeichnet werden? Und sind die diversen ‚Frauenförderungsprogramme‘ in Institutionen überhaupt noch als feministisch zu begreifen? Kirstin Mertlitsch beschreibt das schwierige Verhältnis von Frauenforschung bzw. feministischer Forschung und feministischen Bewegungen als „im Spannungsfeld zwischen Autonomie und Institution“ (ebd. 2008: 53).

Tatsächlich wird die Debatte um das Verhältnis von Autonomie und Institution auch im wissenschaftlichen Diskurs gerne als lineare Weiterentwicklung feministischer Bewegungen dargestellt. Nina Degele wählt für ihre Beschreibung des Prozesses der vermehrten Verankerung feministischer Ideale und Inhalte an den Universitäten etwa den Titel „Von bewegten Frauen zu den Gender Studies“ (Degele 2008: 28). Die von mir geführten Interviews deuten darauf hin, dass diese Einschätzung in der feministischen Alltagspraxis nur begrenzt Widerhall findet: Die Idee einer schrittweisen Etablierung und Institutionalisierung setzten meine Interviewpartner*innen keineswegs gleichzusetzen ist mit einer ‚Erfolgsgeschichte‘ des Feminismus. Im Gegensatz schienen einige meiner Interviewpartnerinnen (insbesondere Brigitte, Lisa und Hanna) eher bedacht auf eine klare Abgrenzung ihrer eigenen politischen Praxen von institutionalisierten Formen des Feminismus. Die Institutionalisierung wurde etwa von Lisa mit einem Verlust an Radikalität und eine mangelnde Rückbindung an die Lebensrealitäten von Frauen* verknüpft. Zugleich beschrieb sie Institutionalisierung aber als eine Art das ‚notwendiges Übel‘, das den Zugang zu staatlichen Fördergeldern ermögliche, oder zumindest vereinfache. Interessanterweise kritisierte selbst Maria, die als Geschlechterforscherin hauptsächlich in institutionalisierten Zusammenhängen aktiv war, selbige wiederholt. Die Abwertung institutionalisierter feministischer Bewegungen spiegelt sich auch in aktuelleren Ansätzen feministischer Forschung wieder: Gerade die zunehmende Bezugnahme von Institutionen auf feministische Forderungen (etwa in Form von Gleichstellungsplänen) wird von Feminist*innen kritisch wahrgenommen (etwa Griffin 2002, Metz-Göckel 2010: 891f.). Die Kritik an einer mangelnden bewegungspolitischen Rückbindung dessen, was in Institutionen als Gleichstellungspolitik tituliert wird, ist also nicht nur in den Interviews präsent, sondern auch im wissenschaftlichen Diskurs.

Dass meine Interviewpartner*innen autonomem Engagement tendenziell mehr Anerkennung zollten als institutionalisierter Gleichstellungspolitik, war nicht die einzige interessante Erkenntnis, die die Auswertung der Interviews lieferte. Auffallend war zudem, dass meine Interviewpartner*innen den Konflikt mit Alter und Generationszugehörigkeit in Verbindung brachten – allerdings auf sehr widersprüchliche Weise: Zunächst sei hier Christine genannt, die sich selbst einer älteren Generation von Feminist*innen zuordnet, und kritisiert dass jüngere Frauen sich zu wenig in autonomen Strukturen engagieren würden. In einem Rückblick auf ihre eigene politische Sozialisation grenzt sie sich davon ab:

Jedenfalls für uns war damals das Wort autonom überhaupt das zentralste und wichtigste Wort. Also das war für uns so der zentrale Fokus des frauenbewegten Seins. Und uns war wichtig, dass wir uns außerhalb der politischen Parteien bewegen, außerhalb von Gruppierungen, die-wo sich Frauen und Männer politisch zusammengeschlossen hatten und auch außerhalb der Uni.

Die Nähe zu und Zusammenarbeit mit Institutionen erachtet Christine aus feministischer Sicht als sehr problematisch. In ihrer Erzählung verknüpft sie die zunehmende Institutionalisierung feministischer Anliegen und Kämpfe immer wieder mit der Frage nach Generationenzugehörigkeit und verortet junge Feminist*innen dabei deutlich weniger in autonomen Kontexten als ältere. Anders sieht das wiederum Brigitte, die das Verhältnis von Autonomie und Institution als wechselseitig beschreibt und dafür Parallelen zu ihrer eigenen Biographie zieht:

Aber das ist heute überhaupt nicht anders, dass wir natürlich als junge Menschen dann teilweise radikalere Vorstellungen hatten, ja, weniger kompromiss- und verhandlungsbereit waren und es kategorisch abgelehnt haben, uns mit bestimmten Vertreterinnen bestimmter Gruppen an einen Tisch zu setzen. Ja und dann schleift man sich halt auch irgendwie ab, dann wird man selber kompromissbereiter, setzt sich dann unter Umständen sogar mal mit den Partei-Frauen hin. Und dann kommen diejenigen, die genauso sind, wie man selber vor 30 Jahren gewesen ist und schreien, ‚Seids ihr wahnsinnig? Das geht doch nicht!‘ Naja, es wiederholt sich alles.

Das Zitat aus dem Interview mit Brigitte kann als beispielhaft für eine gänzlich unterschiedliche Auffassung gesehen werden, wie sich das Verhältnis von feministischer Autonomie, Institution und Generation gestaltet. Im Gegensatz zu Christine, die jüngeren Frauen eine zu starke Orientierung an institutionellen Strukturen vorwirft, assoziiert Brigitte (die Annäherung an) institutionalisierte Gleichstellungspolitik eher als Merkmal älterer Generationen. Ähnliche Ideen teilten im Übrigen auch Gertrude und Lisa, die das Engagement älterer Feminist*innen eher in institutionalisierten Kontexten verorteten. Insgesamt lässt sich zwar festhalten, dass die Begriffe Autonomie und Institution von meinen Interviewpartnerinnen mit Alter und Generation in Verbindung gebracht wurden – allerdings auf sehr unterschiedliche und widersprüchliche Art und Weise. Das macht es schwierig, Tendenzen aufzuzeigen.

5.6.4 Unterschiede in der Wahrnehmung

Zu Beginn dieser Arbeit formulierte die Frage, ob sich eine generationsspezifische Wahrnehmung der Konflikte zwischen Feminist*innen ergebe. Vereinfacht ausgedrückt steckte dahinter die These, dass Generationenkonflikte von älteren und jüngeren Feminist*innen eventuell unterschiedlich erlebt bzw. interpretiert würden. Gerade wissenschaftliche Publikationen aus den 1990er Jahren deuten darauf hin (etwa Lenz 1994, Stoehr 1994, aber auch Henry 2004). Und auch im medial verhandelten Disput zwischen jungen Netzfeminist*innen und Journalist*innen der Emma (vgl. Sichtermann 2008, Lantzsch 2012 und 2014) findet sich diese These wieder. Nun lässt sich auf Basis von neun qualitativen Interviews sicherlich keine eindeutige Antwort auf diese Frage finden. Dennoch möchte ich kurz auf die Ergebnisse der Interviewauswertung eingehen, da sie eine interessante Kontrastfolie zu den genannten Publikationen bieten. Tatsächlich schien die Wahrnehmung der Auseinandersetzungen bei meinen Interviewpartner*innen weitaus stärker durch individuelle Involviertheit geprägt zu sein, als durch eine altersspezifische Sozialisation und damit verbundene Erfahrungshorizonte meiner Interviewpartner*innen. Dies sei an einem Thema beispielhaft skizziert: Oftmals wird in Debatten über Generationenkonflikte etwa der Vorwurf jüngerer Feminist*innen laut, dass sich ältere feministische Generationen nicht ausreichend mit Rassismus und ihren eigenen *weißen* Privilegien auseinandergesetzt hätten (exemplarisch Lantzsch 2014¹⁴). In den von mir durchgeführten Interviews zeigte sich allerdings, dass durchaus auch ältere Feminist*innen jüngeren Mitstreiter*innen diesen Vorwurf machen (s. etwa Hanna, Brigitte und Nure). Hanna distanzierte sich etwa auf sehr selbstkritische Weise von islamophoben Tendenzen in der feministischen Szene und kritisierte ein diesbezüglich teils mangelndes Reflexionspotenzial bei manchen jüngeren Feminist*innen. Das Beispiel legt nahe, dass pauschale Aussagen über generationenspezifische Unterschiede in der Wahrnehmung innerfeministischer Konflikte nicht sinnvoll sind. Die Interviews deuten schließlich nicht darauf hin, dass Themen bestimmter Konflikte spezifischen Generationen zugeordnet werden können bzw. dass das persönliche Zugehörigkeitsgefühl zu einer jüngeren/älteren feministischen Generation starken Einfluss darauf hat, wie inhaltliche Konflikte wahrgenommen und bewertet werden. Dies kann selbstverständlich bedingt durch die Samplingmethode schlichtweg Zufall sein. Nichtsdestotrotz denke ich, dass eine Reflexion dieser Zuschreibung wichtig ist. Meine Interviewpartner*innen zeigten zudem nicht nur in der

¹⁴ Nadine Lantzsch kritisiert in ihren Ausführungen v.a. Journalist*innen der EMMA und wirft diesen ein fehlendes Problembewusstsein für Rassismus und Islamophobie vor. Ich möchte an dieser Stelle nicht näher auf die Grundlagen dieses Vorwurfs eingehen; es erscheint mir allerdings relevant darauf zu verweisen, dass der Rassismus-Vorwurf an die EMMA keinesfalls erst seit deren Bekenntnis gegen jede Form des Hidschāb muslimischer Frauen besteht. Renate Kreile kommt bereits im Jahr 1993 analysiert, dass die „EMMA einerseits engagiert gegen den vorherrschenden sexistischen Konsens [antrete], aber gleichzeitig massiv dem herrschenden rassistischen Konsens Vorschub [leiste]“ (Kreile 1993: 129).

Wahrnehmung themenspezifischer Divergenzen Unterschiede, sondern auch in der Interpretation ebendieser Konflikte. Im Kontrast der individuellen Erzählungen zeigte sich kein Muster in Bezug diesbezüglich. So gab es einerseits Feminist*innen die sich einer älteren (Hanna, Christine) bzw. jüngeren (Lisa, Sabine) Generation zugehörig fühlen und innerfeministische Konflikte eher als destruktiv für eine solidarische Zusammenarbeit empfanden. Andererseits wurden Konflikte sowohl von jüngeren (Gertrude), als auch älteren Interviewpartner*innen (Brigitte, Nure) als produktive Kraft interpretiert, die für eine Weiterentwicklung feministischer Bewegungen notwendig ist. Auch hier kann also keine generationenspezifische, pauschale Aussage getroffen werden.

Bei der gemeinsamen Interview-Analyse mit Interpretationsgruppen eröffnete ich den Mitgliedern der Interpretationsgruppen erst zum Schluss das Alter der Interviewpartner*innen, deren Interviews wir gemeinsam auswerteten. Nicht zuletzt die Tatsache, dass auffallender Weise ausnahmslos in allen Analysegruppen während des Auswertungsprozesses das Alter der Interviewpartner*innen falsch eingeschätzt wurde (d.h. jüngere Interviewpartner*innen auf Basis ihrer Aussagen als älter eingeschätzt wurden et vice versa), liegt die These nahe, dass es sich eher um gesellschaftliche Erwartungen an bestimmte Altersgruppen handelt, als um (feministische) Lebensrealitäten. Ausgehend davon wäre eine ausführliche Analyse interessant, welche mehrheitsgesellschaftlichen Erwartungen und Verhaltensnormen an ältere bzw. jüngere Frauen* und insbesondere Feminist*innen herangetragen werden und wie sich die jeweilige Selbst- von der Fremdwahrnehmung unterscheidet.

Auffallend war dennoch, dass meine Interviewpartner*innen sich sehr oft auf Generationenkonflikte bezogen. Wenn wir davon ausgehen, dass die in den Interviews thematisierten Konflikte nicht losgelöst von, sondern Teil gesamtgesellschaftlicher Diskurse über Generation sind, dann ist auch davon auszugehen, dass etwa massenmediale Elemente dieses Diskurses nicht ohne Auswirkung auf die Selbstdiskurse von Feminist*innen bleiben. Insgesamt ist es natürlich auf Basis der Interviews nicht empirisch möglich festzustellen, welchen Grund das Bewusstsein meiner Interviewpartner*innen für Generationenkonflikte und deren häufiger Bezug darauf hat. Ohne eine direkt-kausale Wirkung zu suggerieren, kann jedoch davon ausgegangen werden, dass mediale Diskurse über Feminismus nicht ohne Wirkung auf die Positionierung und Positionen von Feminist*innen bleiben. Schließlich finden feministische Debatten nicht hermeneutisch abgekapselt statt, sondern sind als Teil wechselseitiger Kommunikation zu verstehen. Gummert et al. (2017: 2) eröffnen den Sammelband *Medien und Kulturen des Konflikts* mit folgenden Worten: „In Gesellschaften des 21. Jahrhunderts, in denen Massenmedien ein wesentliches Strukturmerkmal darstellen, erlangt die artikulierte Omnipräsenz von Konflikten eine besondere Brisanz, denn die gesamtgesellschaftliche und individuelle Konfrontation mit Konflikten hat, durch die

zunehmende Medialisierung aller Lebensbereiche, raum-zeitliche Barrieren überwunden und erfährt eine beinahe grenzenlose qualitative und quantitative Steigerung“. Alltagshandeln ist in diesem Sinne also nicht losgelöst von Medienhandeln zu begreifen, das in sich vielfältig und widersprüchlich ist – Ähnliches gilt wohl für das Verhältnis feministischer und antifeministischer Diskurse. Die wiederholte Referenz auf Generationen(konflikte) könnte vielleicht schlichtweg als Auswirkung des medialen Diskurses über Feminismus, der eben häufig durch Erzählungen über (Generationen-)Konflikte im Feminismus geprägt ist, gedeutet werden.

Eine weiteres Merkmal, das in der Kontrastierung der einzelnen Fälle sichtbar wurde, war, dass sich eine gewisse Ortsspezifität betreffend Unterschiede in der Wahrnehmung und Beurteilung von Konflikten abzeichnete. Dass ich nicht ausschließlich Interviewpartner*innen interviewte, die in Wien feministisch aktiv sind, hatte methodologische Gründe. Wie bereits ausführlich in Kapitel 5.4 beschrieben, wollte ich dadurch meine eigene Involviertheit in die feministische Bewegung in Wien und mein Wissen über die bestehenden Konflikte reflektieren. Zugleich lieferten die Erzählungen meiner Interviewpartner*innen z.T. eine feministische Außenperspektive auf die Wiener Szene, die sonst nur schwer zugänglich gewesen wäre. Das Sampling von Interviewpartner*innen aus unterschiedlichen österreichischen Städten ermöglicht es außerdem, Hinweise auf etwaige regionale Gemeinsamkeiten bzw. Unterschiede zu identifizieren. Tatsächlich deuten die Interviews darauf hin, dass (Generationen-)Konflikte in der feministischen Szene regional nicht nur unterschiedlich stark wahrgenommen werden, sondern dass diese auch als anders strukturiert empfunden werden. Die von mir interviewten Feminist*innen, die außerhalb Wiens aktiv sind, schienen feministische Bewegungen in Wien weitaus konfliktreicher wahrzunehmen als jene, in denen sie aktivistisch involviert sind. Besonders zeigte sich das bei Emma, Maria, Sabine, Nure und Christine, die sich im Gespräch alle auf individuell unterschiedliche Weise auf die feministische Szene in Wien bezogen, um die Konflikte in den Städten, in denen sie selbst aktiv sind, zu relativieren. Beispielhaft dafür kann Christine zitiert werden:

Aber im Vergleich – und wir haben ja auch immer wieder mit den Wiener Freundinnen oder Feministinnen zu tun gehabt – haben wir immer dafürgehalten, nicht nur ich, sondern wir haben das auch diskutiert, dass es [hier] sehr konsensorientiert war.

Zweifelsohne weist die feministische Szene in Wien aufgrund der größeren Einwohner*innenzahl und damit auch aufgrund der größeren Anzahl an Personen, die in der feministischen Szene aktiv sind, eine andere Ausgangslage für den Umgang mit Konflikten auf. Schließlich ist davon auszugehen, dass eine größere Bewegung eine größere thematische Ausdifferenziertheit aufweisen, die u.U. mehr Potenzial für Konflikte aufgrund unterschiedlicher Positionen mit sich bringt. Ein kurzer Exkurs in die Konfliktsoziologie erscheint in diesem Zusammenhang sinnvoll. Georg Simmel beschreibt etwa, dass Konflikte

in kleineren Gruppen eine Gefahr für deren Bestand darstellen, während größere Gruppen durch Konflikte gestärkt werden können (Simmel 1968: 219).

Sabine beschreibt etwa, dass in Wien „Konflikte sichtbarer oder auch klarer ausgetragen“ [würden]. Eine mögliche Interpretation dieser Aussage, ist, dass es außerhalb von Wien zwar ähnliche Konflikte gibt, diese aber nicht einer gleich großen Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden, wie das innerhalb der Wiener feministischen Szene der Fall ist. Dieser Idee zufolge, würden Konflikte innerhalb der Wiener Szene schlichtweg breitenwirksamer kommuniziert werden. Ein möglicher Hinweis darauf ist, dass immerhin vier meiner Interviewpartner*innen, die nicht in Wien leben, relativ genau über einzelne Konflikte innerhalb von Wiener Organisationen Bescheid wussten; von meinen Wiener Interviewpartner*innen kam hingegen keine einzige auf Konflikte in anderen Städten zu sprechen. Wenn man davon ausgeht, dass eine konfliktreiche Verhandlung mancher Themen in feministischen Bewegungen nicht ausschließlich abhängig von der involvierten Personenanzahl ist (und darauf deuten die Interviews hin), könnte angenommen ein einseitiger Informationstransfer Unterschiede in der Wahrnehmung begründen.

5.6.5 Feministische Theorie und Praxis: Übersetzungsschwierigkeiten

Die Debatte um das Verhältnis feministischer Theorie zu Praxis ist keine neue und eng verbunden mit der Frage danach, ob feministisches Handlungsmacht in autonomen oder institutionalisierten Zusammenhängen gestärkt wird. Ein weiteres Thema, das von meinen Interviewpartnerinnen immer wieder in Zusammenhang mit Generationszugehörigkeit gebracht wurde, ist das Verhältnis von feministischer Theorie und Praxis. Interessant ist, dass dieser Konflikt unabhängig davon thematisiert wurde, welcher Generation sich die Interviewten selbst zugehörig fühlten. Um näher darauf einzugehen, sei zu Beginn Gertrude zitiert (ähnliche Aussagen finden sich auch in den Erzählungen von Sabine, Brigitte und Christine):

Ja. Ähm also dann nervt's mich immer wieder ähm ja, zum Beispiel auch in verschiedenen Kontexten, dass da so ganz elementare soziale Fragen untergehen und man sich dann halt lieber mit (.) irgendwelchen, hm, ja, Theorien zu- von Körper bis ähm, ich weiß nicht was, beschäftigt, aus einer eher elitären Perspektive heraus und (.) ja, quasi die öden frauenpolitischen Themen ähm (.) also zum Beispiel Arbeitsrechte, Bezahlung, blablabla, dass die dann also quasi das Öde sind, was man mittragen muss.

In der zitierten Interviewsequenz kritisiert Gertrude, dass innerhalb feministischer Diskurse ihrer Wahrnehmung nach wichtige (materielle) Fragen nicht ausreichend thematisiert würden. Die genannten ‚Theorien zu Körper‘ könnten als Anspielung auf dekonstruktivistische Theorien (denen ja häufig vorgeworfen wird, sie seien nicht geeignet, um materielle Fragen zu klären) meinen könnte. Gertrudes Kritik deutet möglicherweise auf einen Konflikt hin, den die Soziologin Angelika Wetterer auf Unterschiede im Wissen über Geschlecht verschiedener Teile der Gesellschaft zurückführt. Wetterer unterscheidet idealtypisch zwischen a)

sogenannten Gender-Expert*innen, das Anwendung in der praktischen Umsetzung gleichstellungsorientierter Konzepte findet (etwa bei Frauen- bzw. Gleichstellungsbeauftragten oder in Ansätzen wie dem Gender Mainstreaming), b) wissenschaftliche Geschlechterwissen, das in der akademischen Forschung entstand und entsteht und c) dem alltagsweltlichen Geschlechterwissen, mit dem alle Mitglieder der Gesellschaft sozialisiert werden und „das einen Referenzhorizont darstellt, der auch für die systematische Bestimmung der anderen zwei Formen von Geschlechterwissen hilfreich ist“ (Wetterer 2009: 82). Für die vorliegende Thematik ist v.a. die Beziehung der ersten konkurrierenden – ich nenne sie hier feministischen – Formen von Geschlechterwissen relevant. Wetterer argumentiert aus wissenssoziologischer Sicht, dass es eine wachsende Differenz zwischen diesen unterschiedlichen Formen gesellschaftlichen Geschlechterwissens gibt, die nicht nur zu Verständigungsschwierigkeiten führt (ebd.: 87), sondern die v.a. als Austragungsort des Kampfes um Hegemonie drei verschiedener Wirklichkeitskonstruktionen verstanden werden muss (ebd. 2009: 83). Die Skepsis, die sog. Gender-Expert*innen mitunter sog. Gender-Theoretiker*innen entgegenbringen, ist Wetterer zufolge darin begründet, dass „die Kriterien der Anerkennung, an denen sich ihre Arbeit zu orientieren hat, um als kompetent zu gelten, nicht deckungsgleich sind“ (ebd. 2009: 85). Ausgehend von Wetterers Überlegungen lässt sich der in den Interviews angedeutete Konflikt zwischen feministischen Wissenschaftler*innen, Aktivist*innen und Praktiker*innen unter einem neuen Blickwinkel fassen. Das Unverständnis, das die einen den anderen gegenüber bringen, ist so auf unterschiedliche Wirklichkeitskonstruktionen zurückzuführen; die Abwertung des jeweils anderen Geschlechterwissens ist u.U. verständlich, wenn man berücksichtigt, dass „die Anerkennungsregeln, die für die einen gelten, untauglich sind, um das Wissen zu beurteilen, über das die anderen verfügen“ (Wetterer 2009: 88). In einigen den Interviews zeigte sich, dass dieses Wissen diskursiv an Generation geknüpft wird. Diese Annahme findet sich ebenso in Gertrudes Erzählung wieder, die davon ausgeht, dass viele jüngere Frauen sich v.a. (und zu sehr) auf wissenschaftlicher Ebene mit dekonstruktivistischen Geschlechtertheorien beschäftigen würden. Gertrude ist von ihrem Jahrgang her nicht der älteren Generation feministischer Aktivist*innen zuzuordnen. Sie selbst beschreibt sich als zwischen den Generationen, weder jung noch alt (in ihren Worten: „nirgends wirklich zugehörig“). Ihrem Geburtsjahrgang zufolge würde sie vermutlich als ‚junge‘ Feministin eingestuft werden. Das erscheint mir insofern erwähnenswert, als es dagegen spricht die Frage, welche Themen von besonderer feministischer Relevanz sind, generational zu konnotieren. **Die Frage, was denn nun wirklich wichtige feministische Themen seien, ist im Sinne Wetterers vom jeweiligen Typus des Geschlechterwissens abhängig und kann deshalb niemals pauschal beantwortet werden.** Unterschiedliches Geschlechterwissen bzw. damit verbundenes Handeln muss deshalb mit jeweils adäquaten Maßstäben gemessen und situationsspezifisch beurteilt werden (Wetterer 2009: 96). Was in

den Interviews und in der jeweiligen alltäglichen Praxis mitunter nicht sichtbar wird, ist dass es sich um *qualitativ* unterschiedliche Formen von (Geschlechter-)Wissen handelt. In den Erzählungen werden diese häufig in ein hierarchisches Verhältnis gebracht (vgl. Wetterer, 2002). Anknüpfend an Wetterer argumentiere ich, dass feministische Bewegungen auch deshalb so kontrovers ist, weil hier alle drei von Wetterer genannten Formen von Wissen über Geschlecht zusammenkommen. In Abbildung 2 habe ich versucht dies grafisch darzustellen: Feministischer Aktivismus bedient sich unterschiedlicher Formen des Geschlechterwissens, die widersprüchlich sind, jedoch dennoch gewisse Gemeinsamkeiten zueinander aufweisen. In verschiedenen Aktionsformen und theoretischen Zusammenhängen wird den um



Abbildung 2 – Unterschiedliche Formen von Geschlechterwissen in feministischen Bewegungen

geschlechterpolitische Hegemonie konkurrierenden Wissensformen Anerkennung zu- bzw. abgesprochen. Die Widersprüche zwischen unterschiedlichem Geschlechterwissen waren wiederholt Thema in den Interviews, wie nicht zuletzt die eingangs zitierte Interviewsequenz Gertrudes zeigt. Die Analyse der Interviews hat einen interessanten Widerspruch aufgezeigt: Die Mehrzahl meiner Interviewpartner*innen (Lisa, Christine, Hannah, Emma, Brigitte und Sabine) stellte einen Zusammenhang zwischen dem Alter bzw. einer etwaigen Generationenzugehörigkeit und jeweils anderem Geschlechterwissen her. In der Auswertung der Interviews zeigte sich allerdings, dass eine generationenspezifische Zuordnung, welche feministischen Aktivist*innen sich (vorrangig) welcher Form des Geschlechterwissens bedienen, nicht möglich war. Der generationale Erklärungsansatz, den die interviewten Feminist*innen zur Beschreibung von Unterschieden in der jeweiligen Positionierung nützten, spiegelte sich nicht in den jeweiligen Erzählungen wider. Die Interviews deuten insgesamt also nicht darauf hin, dass eine generationale Erklärung dafür gefunden werden kann, auf welche Wissensbestände über Geschlecht sich Feminist*innen unterschiedlicher Alterskohorten in ihrer feministischen Arbeit hauptsächlich stützen.

5.6.6 Generationendynamik im Interviewsetting

Die Ausverhandlung der eigenen feministischen Identität, aber eben auch der eigenen Generationszugehörigkeit in dieser Bewegung war ein elementarer Bestandteil der Interviews. Das wurde auf besondere Weise dann deutlich, wenn meine Interviewpartner*innen ihre eigene Generationenzugehörigkeit als relational zu meiner Position beschrieben. So gab es einerseits Momente, in denen mich einige meiner Interviewpartner*innen (etwa Gertrude, Lisa)

in der gleichen Generation wie sich selbst verorteten, dann wiederum andere, in denen sie meine Zugehörigkeit zu einer aus ihrer Sicht unterschiedlichen Generationen betonten (Bsp.: Brigitte, Christine). Die Zuordnung zur gleichen Generation diene zumeist dazu, ein Gefühl der Verbundenheit durch Gemeinsamkeit zwischen den Interviewpartner*innen und mir herzustellen. Die Identifikation mit einer anderen Generation ist zwar sicherlich als Akt der Abgrenzung zu deuten. Der Rekurs auf Unterschiede in der Generationenzugehörigkeit wurde jedoch von meinen Interviewpartner*innen sehr unterschiedlich gerahmt und bewertet. Dies möchte ich kurz anhand des folgenden Interviewauszugs von Christine erläutern:

„Aber das ist meine Erinnerung: Wir haben wahnsinnig viel Zeit investiert, so in eurer Lebensphase dann. Also wir haben nie gefragt, ob wir was dafür kriegen. Dass wir deshalb dann keinen Pensionsanspruch haben, das hat uns nicht interessiert.“ (Christine)

Christines Aussage ist auf mehreren Ebenen interessant: Christine zieht damit eine klare Grenze zwischen ihren und meinen (altersbedingt unterschiedlichen) Erfahrungen in der feministischen Bewegung macht. In ihrer Formulierung schafft Christine eine ganz klare Trennung zwischen dem ‚wir‘ der Feminist*innen, die zur gleichen Zeit wie Christine (in den 1980er Jahren) aktiv wurden und jenen Feminist*innen die später feministisch aktiv wurden. Die Tatsache, dass sie mich in derselben Interviewsequenz als Angehörige einer jungen feministischen Generation identifiziert, in der sie das mangelnde Engagement ebendieser beklagt, kann als Abwertung – und damit machtvolle Hierarchisierung – verstanden werden. Unter diesem Blickwinkel passt Christines Aussage gut zur These, dass feministische Generationenkonflikte v.a. als Verteilungskampf verstanden werden müssen. Die spezifische Art der Formulierung führt dazu, dass der letzte Satz so gedeutet werden kann, dass jüngere Feminist*innen sich nun sehr wohl für ihren Pensionsanspruch (oder abstrakter: ökonomische Ressourcen) interessieren. Nun sei dahingestellt, ob tatsächlich von einem kollektiven feministischen Wir der 1980er Jahre gesprochen werden kann, das finanzielle Ressourcen dem politischen Aktivismus nachgereicht hat bzw. ob jüngere Feminist*innen dies anders handhaben. Deutlich wird, dass Christine hier einen altersspezifischen Unterschied (der als Kritik bzw. Konflikt interpretiert werden kann) in der Interviewsituation aktualisiert. Dass Engagement für Geschlechtergerechtigkeit nun nicht mehr ausschließlich auf ehrenamtlicher Basis passiert, könnte als Errungenschaft feministischer Kämpfe gewürdigt werden. An dieser Stelle des Interviews scheint Christine es hingegen zu nützen, um die Beweggründe und den Grad des Engagements in Frage zu stellen, aus denen heraus junge Feminist*innen aktiv sind. Unter Umständen wiederholt sich an dieser Stelle aber auch der Konflikt zwischen autonom organisiertem feministischen Handeln (mit dem sich Christine im Interview identifiziert) und institutionalisiertem Feminismus (wie ich ihn durch mein Auftreten als Student*in mit feministischem Forschungsschwerpunkt ein Stück weit verkörpere). Christine war nicht die

einzigste Interviewpartnerin, die unseren Altersunterschied im Interview zum Thema machte; auch Hanna, Brigitte, Nure machten den Generationenkonflikt auf verschiedene Weise zu einem Thema, das nicht nur explizit in den Erzählungen wahrnehmbar ist, sondern auch implizit in der Interaktion mit mir. Wie die altersspezifischen Unterschiede qualitativ beurteilt wurden, hängt scheinbar damit zusammen, wie meine Interviewpartner*innen den Generationenkonflikt insgesamt betonten. Auffallend war, dass Brigitte und Nure Generationenkonflikte sehr wohl wahrnahmen und mich in ihren Erzählungen auch als Angehörige einer jungen feministischen Generation bezeichneten. Da sie aber die bestehenden Konflikte tendenziell als Marker sozialen Wandels positiv bewerten, schien meine Rolle in diesem Szenario nicht negativ besetzt. Sowohl die eben zitierte Christine und Hanna scheinen Konflikte innerhalb der feministischen Szene hingegen eher als destruktiv wahrzunehmen. In diesem Sinne erfuhr ich ihre Abgrenzung von der jüngeren Generation feministischer Aktivist*innen auch stärker als Kritik an spezifischen politischen Positionen, die sie auf mich projizierten.

5.6.7 Konfliktvermeidung oder -fortsetzung?

Die Kontrastierung der Erzählungen zeigt u.a., dass unter dem Stichwort Generationenkonflikt teils unterschiedliche Kämpfe geführt werden. Tatsächlich finden sich in diesen Konflikten historische Ähnlichkeiten bzw. Parallelen, die allerdings nur selten als solche thematisiert werden. Die Analyse der Interviews veranlasst mich die These zu formulieren, dass das, was heutzutage als Generationenkonflikt zwischen ‚Altfeminist*innen‘ der 1970er ‚Generation‘ und jungen ‚Alphamädchen‘ (vgl. Haaf et al. 2008) betitelt wird, auch als Fortsetzung bzw. Wiederholung innerfeministischer Konflikte verstanden werden kann, die in ähnlicher Form seit Jahrzehnten (und teilweise sogar Jahrhunderten) zu bestehen scheinen. So beschäftigte die Frage danach, wie radikal feministische Kämpfe organisiert sein sollen und ob Veränderung aus der bestehenden Ordnung heraus überhaupt möglich ist, bereits die Suffragettenbewegung Anfang des 20. Jahrhunderts. Es ist nicht schwierig, hier Parallelen zur Debatte um die Institutionalisierung bzw. autonome Organisation (s. Kap. 3.6.3) der feministischen Bewegung zu ziehen. Auch die Kritik am mangelnden politischen Engagement junger Frauenforscher*innen einer sog. „Angebotsgeneration“ (Stoehr 1994) fand sich in ähnlicher Form in den Interviews wieder (etwa in den Erzählungen von Hanna). Dass auch dieser ‚Generationenkonflikt‘ Tradition zu haben scheint, legt nicht zuletzt Marianne Webers „Typenwandel der studierenden Frau“ (1917) nahe, wie bereits in Kapitel 4.1.2 dargelegt. Selbst in Bezug auf die nie abschwelende Streitfrage, wer Subjekt des Feminismus sei und wie feministische Identitätspolitik auszusehen habe (s. Kapitel 3.6.2), finden sich historische Parallelen zur Lesbenbewegung der 1970er Jahre einerseits und der Schwarzen Frauenbewegung bzw. feministischer Rassismuskritik andererseits, die ein mangelndes

Bewusstsein und Engagement für marginalisierte Gruppen von Frauen* mit Alter bzw. Generationenzugehörigkeit verknüpf(t)en (ausführlicher dazu Henry 2004: 106f). Vor diesem Hintergrund stellt sich erneut die Frage, ob es überhaupt sinnvoll ist, von einem Generationenkonflikt im Feminismus zu sprechen. Für die vorliegende Arbeit lässt sich diese Frage vorerst mit einem „Ja, aber...“ beantworten: Schließlich ist für mich nicht die Frage forschungsleitend, ob es legitim ist, von einem Generationenkonflikt zu sprechen, sondern jene, *ob und wie davon gesprochen wird*. Die Tatsache, dass die Interviewanalyse eher eine historische Kontinuität von Konflikten (anstelle punktueller (Generationen-)Brüche) andeutet, lässt unweigerlich die Frage aufkommen, welche Funktion das Reden vom Generationenkonflikt für feministische Bewegungszusammenhänge hat.

Auf Basis der vorliegenden Interviewanalyse möchte ich folgende vorläufige Hypothese aufstellen: Bei der Diskussion über feministische Generationenkonflikte innerhalb feministischer Kreise könnte es sich auf dialektische Weise um eine Konfliktvermeidungsstrategie handeln. Jene Konflikte, die meine Interviewpartnerinnen auf Unterschiede in der generationalen Sozialisation zurückführten, waren zumeist Konflikte, die feministische Bewegungen auf die ein oder andere Weise schon seit ihrer Entstehung begleiten. Die Erzählungen meiner Interviewpartnerinnen lassen den Schluss zu, dass die Bezeichnung einer ganzen Reihe inhaltlicher Konflikte als Generationenkonflikt in der Praxis die Funktion hat, über inhaltliche Differenzen nicht (mehr) reden zu müssen. Generationenzugehörigkeit wurde in den Interviews schließlich zumeist ausschließlich auf die – vorerst unveränderbare – Kategorie Alter zurückgeführt. Wenn unterschiedliche Generationen nun schlichtweg über andere Deutungshorizonte in Bezug auf ihr feministisches Denken und Handeln verfügen und manche Phänomene aufgrund unterschiedlicher Generationenlagerung und -stile nur auf bestimmte Weise wahrnehmen *können*, dann erübrigt sich die Diskussion über manche Themen. Zugleich wird durch eine solche Logik Gleichheit, und damit möglicherweise ein Gefühl von Gemeinsamkeit und Zugehörigkeit zu Personen geschaffen, die als Angehörige der *eigenen* Generation wahrgenommen werden. Joan W. Scott argumentiert: “The emphasis on generational differences, in fact, seems to me to displace or paper over these other [ideological] differences, creating an illusory unity for feminism, taking as representative of feminism whatever discourse seems dominant at a particular moment” (ebd. 1990: 83, zit. n. Henry 2004: 6). Generationenmodelle können der vereinfachenden Beschreibung komplexer sozialer Phänomene dienen. Ebendiese Komplexitätsreduktion wird dabei scheinbar nicht nur auf aktuelle Zusammenhänge angewandt, sondern findet auch im historischen Rückblick Anwendung. Um von verschiedenen „Wellen des Feminismus“ zu sprechen, die ja häufig Basis für generationale Erklärungsmodelle sind, ist es unweigerlich notwendig, sehr unterschiedliche soziale

Bestrebungen und Formen von Gesellschaftskritik zusammenzufassen. Ich gehe sehr wohl davon aus, dass die meisten älteren Personen, die „junge Feminist*innen“ als „von den Gender Studies indoktriniert“ (Gertrude skizziert mit diesen Worten den Blick einiger älterer Feminist*innen auf jüngere Personen) beschreiben, über das nötige Reflexionsbewusstsein verfügen, das solche Aussagen als Simplifizierung enttarnt. Die spezifische Beschreibung dient aber vielleicht dazu, sich nicht mit jenen Themen und Ansichten auseinandersetzen zu müssen, die im Widerspruch zum eigenen feministischen Denken stehen. Zu behaupten, es gäbe einen feministischen Generationenkonflikt, der sich klar an zwei Fronten abzeichnen lässt, kostet mitunter weniger Energie, als die grundsätzliche Verschiedenheit mancher feministischer Ideale zu thematisieren, sich in andere Erklärungslogiken und Weltbilder hineinzudenken. Die Erklärung innerfeministischer Widersprüche durch Generationenkonflikte kann also zur diskursiven Konstruktion „einer illusorischen Einheit des Feminismus“ (Scott 1990: 83) beitragen. Durch die Verengung des Blicks auf „das Problem der Generationen“ (Mannheim 1928) rücken andere Konfliktlinien in den Hintergrund. Dadurch rücken andere Kategorien, die für die Positionierung in und zu feministischen Bewegungen wichtig sein können – wie beispielsweise race/Ethnizität, sexuelle Orientierung und Identität, Dis/Ability, Klasse etc. – in den Hintergrund. Das kann u.a. zur Folge haben, dass rassistische, homo- oder transfeindliche, ableistische und klassistische Strukturen feministischer Bewegungen verdeckt werden. Die Priorisierung der Kategorie Alter und ihre unweigerliche Verknüpfung mit Generationalität macht es schwieriger über Differenzen zwischen Feminist*innen zu sprechen und über ihre jeweils unterschiedlichen Sprecher*innenpositionen. Innerfeministische Konflikte durch Generation zu erklären, kann somit auch als eine Strategie der Konfliktvermeidung interpretiert werden.

Der Generationenkonflikt wird auf diese Weise zu einem Platzhalter-Konflikt, der es ermöglicht, Widersprüche zwischen feministischen Positionen zumindest zeitweise in den Hintergrund zu rücken. Ich möchte sogar weiter argumentieren, dass auch der Bezug auf Erklärungsmodelle, die generationale Differenzen an Jahrgängen oder Mutter-Tochter-Konflikten festzumachen suchen eine solche Verschiebung des Blicks vereinfacht. Brigitte bezieht sich im Interview etwa auf Mutter-Tochter-Modelle zur Erklärung des Generationenkonflikts:

„Ich nehme [...] einen Generationenkonflikt wahr, (Pause) der teilweise mit großer Unerbittlichkeit auch geführt wird. Wo ich persönlich die Fantasie dazu hab- (Pause) Eigentlich Eigentlich finde ich es positiv, dass dieser Konflikt so relativ hart geführt wird. Weil ich denke mir, das ist- das ist irgendwo eine Mutter und Tochter-Geschichte. (lacht) Und solche Konflikte finden dort statt, wo beide Teile stark sind. Weil, was weiß ich, gegen eine schwache Mutter braucht man nicht ankämpfen, ja, und äh junge Menschen, die sich aber ganz an die ältere Generation anpassen, da gibt's auch kein Konfliktpotenzial. Und insofern finde ich es ja ein gutes Zeichen, weil es zeigt für mich, dass die Jüngeren uns Ältere doch als ziemlich stark und einflussreich wahrnehmen und auch das Gefühl haben, um ihre eigene Positionierung zu festigen, müssen sie gegen uns ankämpfen.“

Referenzen auf Mutter-Tochter-Konflikte finden sich in Brigittes Erzählung mehrmals. Die durchaus positive Bewertung des Konflikts ist nicht zwingend aussagekräftig dafür, wie sie den von ihr wahrgenommenen Generationenkonflikt generell bewertet (an anderer Stelle fragt sie z.B. kritisch, ob junge Feminist*innen einen „Muttermord“ begehen müssten, um sich von vorangegangenen Kämpfer*innen zu distanzieren und ihre eigene Position zu festigen). Die ambivalente Bewertung und der Bezug auf die (populär-)wissenschaftliche Debatte um einen etwaigen feministischen Generationenkonflikt der 1990er (Modelmog/Gräßel 1994) kann einerseits im Kontext von Brigittes Biographie interpretiert werden. Schließlich war Brigitte in den 1990er Jahren selbst feministisch aktiv und es ist davon auszugehen, dass die zu dieser Zeit entstandenen Publikationen und Diskussionsbeiträge nicht spurlos an ihr vorüber gegangen sind. Anknüpfend an die rege Diskussion in meiner Analysegruppe möchte an dieser Stelle vor allem reflektieren, welche mögliche Funktion der Bezug auf vorhandene feministische Generationenmodelle haben kann. Denn die Interviews – und beispielhaft dafür die zitierte Sequenz – unterstützen durchaus die These, dass Generationenkonflikte auf sprachlicher Ebene die Funktion der Konfliktvermeidung bzw. -reduktion haben. Dass Brigitte etwa Unterschiede in den Aktionsformen und/oder Schwerpunktsetzungen mithilfe eines Generationenkonflikts erklärt, hat zwei wesentliche Folgen: Erstens, die Benennung des Generationenkonflikts scheint es weniger wichtig zu machen, über die inhaltliche Ebene der Konflikte zu sprechen. Dadurch rückt, zweitens, eine tiefergehende Analyse, die mit einer etwaigen Reflexion der eigenen Position verbunden wäre, in den Hintergrund. Das geschieht m.E. auf besondere Weise durch den Bezug auf Theorien, die Generationenkonflikte anhand von Jahrgangsmodellen oder Mutter-Tochter-Dynamiken zu erklären versuchen. Zu argumentieren, dass das Aufbegehren der ‚Töchtergeneration‘ wesentlicher Bestandteil des Fortbestehens feministischer Bewegungen ist, macht es weniger wichtig, nachzufragen, was auf inhaltlicher Ebene konfliktreich verhandelt wird. Der Konflikt bleibt auf der Oberfläche der Kategorie Alterskohorte verhaftet. Das Alter wird dabei als unabänderliche Begründung für divergierende Positionen eingesetzt, die unterschiedliche Generationenzugehörigkeit sorgt für unüberbrückbare Verständigungsschwierigkeiten. Der Konflikt gewinnt einen gewissen Schicksalscharakter. Dadurch findet schließlich, drittens, möglicherweise ein Prozess statt, den ich bereits in einem Exkurs auf konfliktsoziologische Theorien ausführlicher in Kapitel 3.3 als eine Funktion von Konflikten thematisiert habe: die Bestärkung der eigenen Position.

Konflikte können identitätsstiftend sein, indem sie die eigene Position als bessere gegenüber anderen argumentieren. Dies wird auch an Brigittes Zitat sichtbar: Indem sie Generationenkonflikte als Zeichen für die starke Rolle der feministischen ‚Muttermgeneration‘ beschreibt, verleiht sie ihrer eigenen Position Bedeutung. Die Festigung der eigenen

(feministischen) Haltung gegenüber anderen Mitgliedern der Gruppe, könnte durch Konflikte bestärkt werden. Wenn (Generationen-)Konflikte der Stärkung der eigenen Position dienen, dann könnte die Verstetigung dieser Konflikte die Funktion der Beziehungsführung haben und der „Konflikt zur Basis der sozialen Beziehung [werden], deren Fortsetzung sogar durch Konsens, Einverständnis oder Auflösung des Widerspruchs gefährdet“ würde (Bark 2012: 38). Diese Blickweise könnte Konflikte innerhalb feministischer Bewegungen als relevant für das Fortbestehen letzterer fassen. Der ständige Widerspruch unterschiedlicher feministischer Akteur*innen, der im Luhmann'schen Sinne bereits zur Erwartung wird (vgl. Luhmann 1991: 450ff.), könnte so nicht als Störfaktor oder Gefährdung für das Weiterbestehen der Bewegung interpretiert werden, sondern auch als produktive Kraft. Zu behaupten, dekonstruktivistische Ansätze seien ausschließlich einer jungen Generation feministischer Denker*innen und Kämpfer*innen zuzuordnen, mag faktisch nicht korrekt sein. Das konfliktreiche Aufeinandertreffen unterschiedlicher feministischer Konzeptionen von Körperlichkeit und Identität und die kontinuierliche Referenz darauf, könnte aber eine spezielle Funktion für feministische Bewegungen haben: hinter der Abgrenzung voneinander divergierender und möglicherweise gegensätzlicher Ansätze steckt mitunter die (unbewusste) Absicht, den eigenen Blick zu rechtfertigen und zu untermauern. Die Beziehung zwischen den Streitparteien wird aber scheinbar nicht abgebrochen, sondern der Konflikt als scheinbar immerwährendes Schicksal feministischer Bewegungen (s.a. historische Parallelen zur sog. ersten Welle der Frauenbewegung (vgl. Thon 2008: 52) fortgeführt. Die Deutung, dass es sich bei Generationenkonflikten um ein Muster der Beziehungsführung handelt, scheint hier nicht weit gegriffen.

Sind feministische Generationenkonflikte nun also Strategien der Konfliktvermeidung oder dienen sie der Fortführung von Konflikten? Die Zusammenführung theoretischer Überlegungen zu soziologischen Konflikttheorien, Generationen- und feministischer Forschung mit den Ergebnissen der Interviews, lässt m.E. den Schluss zu, dass die beiden diskutierten, widersprüchlichen Erklärungsversuche durchaus gemeinsam gedacht werden können. Die häufige Fokussierung auf Generationen im feministischen Diskurs über Konflikte, bietet meines Erachtens, die notwendige Basis für eine Fortführung der sozialen Beziehung über innerfeministische Konflikte. Durch die Verhaftung am Generationenthema und die damit verbundene Ausblendung der inhaltlichen Ebene mancher Konflikte, erfolgt eine gewisse Abschwächung. Unter Umständen macht es diese überhaupt erst möglich, dass die Beziehung zwischen Anhänger*innen unterschiedlicher feministischer Ideologien fortgeführt wird – wenn auch mittels Konflikten. Möglicherweise würde eine Diskussion der inhaltlichen Differenzen derartig gravierende Widersprüche benennen, dass ein Beziehungsabbruch als einzige mögliche Option der Konfliktvermeidung verbliebe.

5.6.8 Generationenkonflikt als Verteilungskampf?

Im vorherigen Kapitel habe ich dargelegt, wie und weshalb Generationalität in den Interviews als Erklärung für Konflikte herangezogen wird. Daran anknüpfend stellt sich die Frage: Weshalb stellt die Pluralität feministischer Ansätze überhaupt ein derartiges Konfliktpotenzial dar? Indem ich den feministischen Diskurs um Generationenkonflikte im Folgenden mit Fragen von Macht, Ressourcen und Privilegien verbinde, formuliere ich einen möglichen Erklärungsansatz dafür, weshalb die Pluralität an feministischen Lebensrealitäten und Ansätzen derartiges Konfliktpotenzial in sich zu bergen scheint.

Es mag zunächst verwundern, dass feministische Generationenkonflikte bisher selten als generationell aufgeladener Kampf um ökonomische und soziale Verteilung von Macht analysiert wurden. Die Tatsache, dass immerhin sechs meiner Interviewpartnerinnen (Brigitte, Christine, Gertrude, Lisa, Hanna und Maria) Generationenzugehörigkeit mit einer ungleichen Verteilung von Ressourcen in Zusammenhang brachten, deutet darauf hin, dass eine tiefergehende Beschäftigung mit dieser Frage lohnend ist. An dieser Stelle erscheint mir der Hinweis wichtig, dass die bisher mangelnde feministische Auseinandersetzung mit diesem Thema auch in einem größeren Kontext der teilweisen Ausblendung hierarchischer Strukturen innerhalb feministischer Bewegungen zu verstehen ist. Schließlich kann der Versuch der Vereinheitlichung uneinheitlicher feministischer Positionen u.U. als Taktik verstanden werden, um die feministische Bewegung als starke soziale Bewegung zu positionieren.

Tatsächlich wurde der feministische Generationenkonflikt in den für die vorliegende Arbeit geführten Interviews mehrmals in Zusammenhang mit einer thematischen Vorherrschaft einzelner feministischer Strömungen gebracht. Damit wurde wiederum die ungleiche Verteilung von personellen, finanziellen und räumlichen Mitteln erklärt. Dabei schrieben einerseits jüngere Interviewpartnerinnen (Gertrude, Lisa, Maria) der ‚älteren‘ Generation zu, diese hätten zu viele Ressourcen (wie es ja der Logik des Generationenvertrags entspräche, s. z.B. Leisering 2000). Gertrude etwa zeigte sich frustriert darüber, dass manche ältere Feminist*innen nicht ausreichend reflektierten, dass finanzielle und räumliche Ressourcen u.a. eine machtvolle Sprecher*innenposition innerhalb feministischer Diskurse hervorbrächten. Sie sprach davon, dass etwa Vereine, die bereits seit langer Zeit bestünden, fester im gesellschaftlichen Bewusstsein verankert seien und damit größere Chancen auf staatliche Förderungen hätte. Gertrude kritisierte zudem, dass in diesen Vereinen, meist vorrangig die ‚Gründerinnengeneration‘ der 1970er und 80er Jahre aktiv sei. Dort erhielten Gertrude zufolge die spezifischen politischen Ideen dieser Generation vorrangig Gehör, während eine Auseinandersetzung mit divergierenden Ansätzen jüngerer Feministinnen nur selten passiere. Gertrude kritisierte dabei nicht so sehr die mangelnde altersmäßige Durchmischung der bestehenden Vereine, sondern vorrangig die mangelnde Reflexion älterer Feministinnen über

die eigene Machtposition. Diese sah sie wiederum in engem Zusammenhang mit Ressourcen. Im Gespräch verdeutlichte sie das am Beispiel von Vereinsbüros und Veranstaltungsräumlichkeiten. Es seien v.a. seit langem bestehende, teilweise institutionalisierte feministische Organisationen, die über solche Räumlichkeiten verfügen. Diese würden sie nur selten jüngeren Feminist*innen zur Verfügung stellen. Was Gertrude stört, schien vor allem ein mangelndes Bewusstsein dafür, dass das bloße Vorhandensein vereinsinterne Räumlichkeiten eine machtvolle Position bedeute:

Und da kommt dann sogar oft so der Sager ‚Ja, Macht hat, keine Ahnung, eine Ministerin, aber nicht irgendeine feministische Gruppe‘. Das find ich irgendwie ein sehr reduziertes Verständnis von Macht.

Gertrude hinterfragte in ihrer Kritik nicht direkt die ungleiche Verteilung materieller Ressourcen, sondern thematisierte vor allem die daraus resultierenden ungleichen Machtverhältnisse. Maria und Lisa suggerierten auf sehr ähnliche Weise, dass Personen, die bereits seit längerer Zeit feministisch aktiv sind, ihre eigenen Privilegien und Machtpositionen unzureichend reflektierten. Beispielhaft dafür sei hier noch ein Zitat von Maria angeführt:

Und was dann oft irgendwie auch fehlt in so ähm länger bestehenden feministischen Kreisen, also meines Erachtens: [...] wovon so unsere Handlungsspielräume im Alltag irgendwie beeinflusst sind und wie sich privilegierte und weniger privilegierte Positionen unterscheiden und so. Und viel geht es mir eben auch so um diese Selbstreflexion. Dass man versteht, wo man ungefähr selber positioniert ist und auch versteht, dass das nicht die Norm ist für alle Leute. Ja.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass Gertrude, Maria und Lisa Macht v.a. einer älteren Generation feministischer Aktivist*innen zuschrieben und diese ganz deutlich mit einer ungleichen Verteilung von Ressourcen verknüpfen. Doch auch in den Erzählungen meiner ‚älteren‘ Interviewpartnerinnen finden sich Referenzen auf einen Verteilungskampf, der mit Generationenzugehörigkeit assoziiert wird – allerdings zeichnete sich hier ein gänzlich anderes Bild: Feminist*innen, die sich selbst einer ‚älteren Generation‘ angehörig fühlten (insbesondere Hanna und Christine) suggerierten, dass jüngere Feministinnen eine machtvolle(re) Position hätten als ältere. Hanna kritisierte beispielsweise, dass jüngere Feminist*innen ein mangelndes Verständnis dafür aufwiesen, dass es ein Privileg sei feministische Institutionen bereits vorzufinden und nicht erst gründen zu müssen. Sie beanstandete die mangelnde Anerkennung des feministischen Engagements älterer Feminist*innen durch jüngere. Auch in den Erzählungen von Brigitte und Christine findet sich diese Kritik zum Teil wieder. Hanna beschreibt, dass dekonstruktivistische Ideen – die sie vorrangig mit jüngeren Feminist*innen verbindet – im aktuellen feministischen Diskurs vorherrschend seien. Zugleich würden Themen und Ansätze ‚älterer‘ Feminist*innen weniger Gehör finden. Es sei Hanna zufolge schwer, (personelle und zunehmend finanzielle)

Unterstützung für abweichende feministischen Ansätze und Forderungen zu finden. Ergänzend dazu kann auf Christines Erzählung verwiesen werden:

Ja, und aufgrund vieler solcher interessierten und vieler solcher Bewegungen in Innsbruck ist das dann ja auch entstanden, dass in der Uni äh Unterrichtende beauftragt worden sind, die äh- die sich mit feministischen Inhalten befasst haben, oder die eben- Da haben sich eigentlich erst diese- diese Geschlechterstudien und alle, s was dazu gehört, dann langsam in den 80er Jahren dann konstituiert. Und aufgrund dieser Bewegungen sind auch sehr viele Frauenprojekte und Einrichtungen entstanden. Das wissen viele heutzutage ja gar nicht mehr.

Christine beschreibt, dass die Kämpfe von Feminist*innen ‚ihrer‘ Generation zwar zahlreiche bezahlte Posten und Berufswege eröffnet hätten. Von diesen würden nun aber vorrangig jüngere Frauen profitieren. Das Engagement älterer Feminist*innen sei vor allem auf ehrenamtlicher Ebene (und damit mit wenig Ressourcen) verankert; diese Form des unbezahlten Engagements sehe sie bei jüngeren Frauen seltener. In den Erzählungen von Hanna und Christine (und weniger deutlich auch bei Brigitte) zeichnet sich die Idee ab, dass jüngere Feminist*innen über eine inhaltliche Vormachtposition verfügen und die ohnehin begrenzten Ressourcen älterer Feminist*innen immer mehr in Frage gestellt würden. Brigitte wiederum relativierte diese Zuschreibung, wie das folgende Zitat zeigt:

Und ich glaub, das ist auch ein bisschen Angstbeißerei, weil die autonomen Frauen dann immer Angst haben, die institutionalisierten Frauen haben so viel Ressourcen und sind so mächtig und haben die Medien in der Hand. Und ich mein, du weißt ja, wie das ist. @.@ Also ja, wir haben jetzt vielleicht einen OTS-Zugang bei der APA, aber @den hatten wir früher auch nicht@. Und dass bei uns dann das große Geld liegt, ist ja auch ein Blödsinn. Aber ich hab das Gefühl, das ist jetzt auch wieder so eine Angstbeißerei. Und diesmal eben gegen die jungen queeren Frauen.

Interessanterweise zeigt sich in den Interviews also nicht nur, dass die interviewten Personen altersspezifische Zuschreibungen treffen, sondern auch, dass diese sich mitunter ganz grundsätzlich widersprechen: In den Erzählungen zeichnete sich ab, dass scheinbar nicht nur jüngere Feministinnen älteren Kolleginnen vorwarfen, sie hätten zu viele Ressourcen und würden diese nicht teilen, sondern dass auch ältere Feministinnen dasselbe über jüngeren Feministinnen zu denken scheinen. Ich werde versuchen, dieses Phänomen anhand der von Angela McRobbies (2010) formulierten Thesen zum neoliberalen Geschlechterregime zu erklären.

An dieser Stelle ist es mir zunächst wichtig anzumerken, dass sich sowohl in den Erzählungen jüngerer Feminist*innen eine Anerkennung der Arbeit vorangegangener Kämpfe findet, als sich auch eine Reflexion der eigenen Machtposition in den Erzählungen meiner ‚älteren‘ Interviewpartner*innen abzeichnet. Ziel meiner Masterarbeit ist es nicht, die faktische Richtigkeit der Aussagen meiner Gesprächspartnerinnen zu überprüfen (zumal diese nicht ausschließlich über Interviews nachvollzogen werden könnten). Es geht mir also nicht darum, zu bestimmen, wer welche Machtposition innehat und wie reflektiert die Person damit umgeht. Was die Auswertung der Interviews aber sichtbar macht, ist das subjektive Erleben

vorhandener Machtverhältnisse in der Szene und die Relevanz des Kampfes um Hegemonie. Dass dieser Kampf auch von meinen Interviewpartner*innen rhetorisch an materielle Ressourcen geknüpft wird, kann meines Erachtens als Erfolg eines „neoliberalen Geschlechterregimes“ gedeutet werden, wie es Angela McRobbie in *Top Girls* (2010) beschreibt. McRobbie zeigt anhand des Beispiels von Populärkultur, wie feministischen Kämpfen die Legitimation entzogen wird, indem deklariert wird, dass die Basis für Geschlechtergerechtigkeit bereits erreicht sei und die tatsächliche Verwirklichung nun im Handlungs- und Aufgabenbereich der handelnden Subjekte liege. McRobbie spricht von einer Dominanz der „Rhetorik der individuellen Wahlfreiheit“ (ebd.: 51). Diese sei im Kontext der einer generellen „Politik der Desartikulation des Feminismus“ (ebd. 47) zu betrachten. Indem Frauen suggeriert würde, ihr subjektiver Erfolg hänge ausschließlich von ihrem eigenen Handeln ab, wird die Wirkmacht sexistischer, rassistischer homofeindlicher gesellschaftlicher Strukturen in Frage gestellt. Vor diesem Hintergrund verliert die Formierung politischer Bündnisse und solidarischer Bewegungen an Bedeutung; die Sinnhaftigkeit solidarischer Zusammenschlüsse ist nicht mehr gegeben. Stattdessen schaffe die globalisierte kapitalistische Verwertungslogik, so die Kernthese McRobbies, einen „neue[n] Wettbewerb zwischen Frauen“ (ebd. 2010: 175). McRobbie beschreibt, dass u.a. der massenmediale Fokus auf Konkurrenz zwischen Frauen* als Ausdruck ebendieses Konkurrenzverhältnisses verstanden werden könne (McRobbie 2010: 165ff.). Anknüpfend an McRobbie und ausgehend von der Überlegung, dass sich auch feministische Diskurse dieser Logik nicht gänzlich entziehen (können), argumentiere ich, dass der Fokus auf feministische (Generationen-)Konflikte und die auffallend häufige Verknüpfung dieser Thematik meiner Interviewpartner*innen mit Fragen ökonomischer Ressourcen als Teil eines neoliberalen gesamtgesellschaftlichen Diskurses betrachtet werden kann. Der unerbittliche Kampf um politische Hegemonie könnte in diesem Kontext als Ausdruck des Wettbewerbs um ökonomische Ressourcen gedeutet werden. Politische Hegemonie ist in diesem Kontext nicht nur als immaterielles Gut zu denken, sondern auch an materielle Ressourcen geknüpft. Konzepte und Projekte, die der vorherrschenden Meinung entsprechen, was unter Geschlechtergerechtigkeit verstanden wird (bzw. werden soll) und wie diese zu erlangen ist, erhalten in diesem System eher finanzielle (und gesellschaftliche) Unterstützung und Anerkennung. Die neoliberale Anpassung feministischer Ideen und Konzepte, die dabei oft erfolgt, hat viel feministische Kritik erfahren. Angelika Wetterer argumentiert etwa in einem viel zitierten Aufsatz, dass es sich bei Gender Mainstreaming und Diversity Management v.a. um „Strategien rhetorischer Modernisierungen“ (so auch der Titel des 2002 erschienen Artikels) handle, die entgegen feministischer Ideale nicht die patriarchale Grundstruktur der Gesellschaft hinterfragen, sondern nur deren Symptome behandelten.

Der auffallende Fokus auf die Frage, welche feministischen Ideen und Gruppierungen über welche Ressourcen verfügen, kann vor dem Hintergrund dieses theoretischen Diskurses auch als Ausdruck eines neoliberalen Konkurrenzkampfes gedeutet werden, der das Bestehen feministischer Bündnisse über Generationengrenzen hinweg erschwert und möglicherweise sogar unmöglich macht. Um McRobbies These sogar noch zuzuspitzen, frage ich an dieser Stelle, inwieweit der sog. ‚feministische Generationenkonflikt‘, auf den ja nicht zuletzt in Mainstream-Massenmedien referiert wird, seinen Ursprung in einem (antifeministischen) gesamtgesellschaftlichen Diskurs hat, der auf Individualisierung abzielt und solidarische Bündnisse bewusst in Frage stellt. Um diese These zu prüfen, erscheinen mir weiterführende empirische Analysen sinnvoll und wichtig.

6. Conclusio und Ausblick

Zu Beginn dieser Arbeit habe ich danach gefragt, ob die Generationenperspektive ein relevanter soziologischer Blickwinkel sei, aus dem heraus Differenzen und Konfliktlinien unterschiedlicher feministischer Positionen erklärt werden können und wie Feminist*innen Generationengrenzen bzw. -konflikte beschreiben. Vor dem Hintergrund meiner empirischen Studie und beziehungsweise auf vorhandene theoretische Arbeiten zum Thema, wird einmal mehr deutlich, dass sich diese Fragen nicht eindeutig beantworten lassen.

Zunächst macht die vorliegende Arbeit deutlich, wie wichtig ein differenzierter Blick auf feministische Bewegungszusammenhänge ist. Die Vielzahl an thematischen Schwerpunkten und Zugängen meiner Interviewpartner*innen zeigt ein Mal mehr, dass Feminismus in der Praxis stets im Plural gedacht werden muss. Auf die Frage hin, welche thematischen Interessen und Schwerpunkte meine Interviewpartner*innen haben, wurden mehr als 40 Themenbereiche angesprochen. Gerade angesichts des kleinen und verhältnismäßig homogenen Samples, erscheint mir dies erwähnenswert (detailliert dazu Kap. 5.6.1). Zugleich legt gerade diese Vielfalt an feministischen Interessen und Denkweisen ein gewisses Konfliktpotenzial nahe: Verschiedene Zugänge dazu, was die wichtig(st)en Themen politischer Kämpfe sein sollen und wie Theorie in die Praxis umgesetzt werden soll, sind prägend für feministische Bewegungen (z.B. Haraway 1988, Benhabib et al. 1994, Hark 2007). Die Ausverhandlung dieser Themen ist dabei häufig konfliktreich. Aber handelt es sich bei diesen Konflikten nun um Generationenkonflikte? Oder anders formuliert: Sind Generationenkonflikte ein Ausdruck dafür, dass jüngere Feminist*innen die Ideen älterer Vorkämpfer*innen über Bord werfen und neue Ziele formulieren? Manifestiert sich darin also sozialer Wandel?

Die neun qualitativen Interviews mit Feminist*innen, die der vorliegenden Arbeit zugrunde liegen, lassen keine eindeutige Antwort auf diese Fragen zu. Tatsächlich brachten meine Interviewpartner*innen in ihren Erzählungen Generationenzugehörigkeit immer wieder mit Konflikten in Verbindung. Auf der manifesten Ebene ist also durchaus von einem Generationenkonflikt die Rede. Doch wenn Generationenkonflikte im Sinne Mannheims (ebd. 1928) als Indikatoren sozialen Wandels verstanden werden, lassen die Ergebnisse der vorliegenden Masterarbeit im engeren Sinne keinen Schluss auf einen feministischen Generationenkonflikt zu. Denn die genauere Analyse suggeriert keinen kausalen Zusammenhang zwischen bestimmten politischen Positionen und idealtypischen Alterskohorten. Welcher Generation sich meine Interviewpartner*innen zugehörig fühlen, scheint also nur wenig Einfluss darauf zu haben, welche feministischen Ideen und Haltungen sie vertreten. Umgekehrt lassen bestimmte Positionen keinen Schluss auf das Alter der Interviewpartner*innen zu. Die empirische Datenlage widerspricht hier also zu stark

vereinfachenden Modellen, die feministische Haltungen und Ideen an Alterskohorten knüpfen (sog. Jahrgangs-Modelle, s. Kap. 4.1.2), ebenso wie jenen, die Konflikte über Mutter-Tochter-Dynamiken in feministischen Bewegungen aus psychologischer/psychologisierender Perspektive zu erklären versuchen (vgl. Kap. 4.1.1). Interessant wäre hier eine quantitative Untersuchung, die der Frage nachgeht, inwieweit es statistisch gesehen Korrelationen zwischen Alterskohorten und bestimmten feministischen Positionen gibt.

Die Einbettung der empirischen Ergebnisse in theoretische Diskurse zeigt, dass in den Interviews Konflikte thematisiert wurden, die schon seit Jahrzehnten und teilweise sogar Jahrhunderten Thema feministischer Bewegungen sind. Darunter fallen vor allem die Fragen, wer das Subjekt des Feminismus ist (Identitätspolitik, Kap. 5.6.2), in welchem Kontext und Rahmen feministische Kämpfe stattfinden sollen (Autonomie vs. Institution, Kap. 5.6.3), wie feministische Theorie in der Praxis Anwendung finden soll (Übersetzungsschwierigkeiten, Kap. 5.6.5) und welche Ressourcen dafür benötigt werden (Kap. 5.6.8). Auch hier legen die Erzählungen meiner Interviewpartner*innen in weiten Teilen keinen eindeutigen Schluss auf eine alters- bzw. generationenspezifische Wahrnehmung der Konflikte nahe (ausführlich dazu Kap. 5.6.4).

Vor dem beschriebenen Hintergrund macht ein generationeller Blick auf feministische Bewegungszusammenhänge nur dann Sinn, wenn er nach mehr als einer bloßen Einordnung und Typisierung unterschiedlicher feministischer Positionen anhand von Geburtskohorten fragt. Aus soziologischer Perspektive wird die Beschäftigung mit feministischen Generationen meines Erachtens also vor allem interessant, wenn die Frage in den Mittelpunkt rückt, *wann* von Generationenkonflikten die Rede ist und *welche Funktion* das Sprechen darüber einnimmt. Basierend auf theoretischen Arbeiten zum Thema und den Erkenntnissen aus den problemzentrierten Interviews formuliere ich dahingehend abschließend folgende drei Thesen:

1. Die scheinbare Omnipräsenz generationeller Erklärungsmuster in feministischen Kontexten spiegelt das gesamtgesellschaftliche Interesse an und Reden über Generationenkonflikte(n) im Allgemeinen wider. Wie bereits im einführenden Teil dieser Arbeit festgehalten, fungieren Generationenkonflikte allgemein als Stichwort, das massenmediale Aufmerksamkeit verspricht (Jureit 2006). Dass in den Mainstream-Medien verhältnismäßig häufig über Generationenkonflikte im Feminismus berichtet wird, kann unter anderem als Ausdruck antifeministischer Ideologie begriffen werden, die die Bedeutung bzw. Wirkmacht dieser sozialen Bewegung hinterfragt. Feministische Bewegungen können niemals losgelöst von gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen betrachtet werden. Die Präsenz von Generationen(konflikten) in Erzählungen über feministische Bewegungszusammenhänge muss also auch in Zusammenhang mit einem aktuell großen gesellschaftlichen Interesse an Generationen als Erklärungsmuster für Konflikte verstanden werden. Eine vertiefende

empirische Auseinandersetzung mit der Frage, inwieweit das Thema Generation eines ist, das ‚von außen‘ an feministische Bewegungszusammenhänge herangetragen wird, erscheint mir daher lohnenswert.

2. Die Ergebnisse der Interviews und ihre Kontextualisierung in der Theorie der Bewegungs- und Generationenforschung lässt eher nicht vermuten, dass die thematisierten Generationenkonflikte Ausdruck für sozialen Wandel sind. Ich argumentiere, dass das Sprechen über Generationenkonflikte innerhalb feministischer Bewegungen andere Funktionen einnimmt und paradoxerweise eine Strategie der Konfliktvermeidung darstellen kann. Indem inhaltliche Differenzen als Generationenkonflikt benannt werden, erfolgt die Verknüpfung mit einer (scheinbar) natürlichen Kategorie – nämlich dem Alter. Dadurch können Kontroversen mitunter entschärft werden, weil eine tiefergehende inhaltliche Auseinandersetzung mit divergierenden Positionen mit einer anderen, ‚externen‘ Kategorie erklärt wird. Zu behaupten, eine bestimmte Haltung sei schlichtweg auf das Alter der Person zurückzuführen, lenkt den Blick weg vom eigentlichen inhaltlichen Konflikt. Das Alter ist zudem eine Kategorie, die relativ unverrückbar und gegeben erscheint und damit keine, die einzelne Individuen so einfach verändern können. Das Sprechen über Generationenkonflikte kann meiner Einschätzung nach also den Fokus weg von der konflikthaften Ebene des Ausdiskutierens inhaltlicher Differenzen verlagern hin zu einem teilweise vermeidenden Verhalten (s. zu dieser These im Detail Kap. 5.6.7). Eine breit angelegte, weiterführende diskursanalytische Beschäftigung mit der Frage, welche Rolle die Benennung von Generationenkonflikten in feministischen Bewegungen hat, wäre ausgesprochen interessant.

3. Die damit verknüpfte, dritte Hypothese, die ich an dieser Stelle aufstelle, lautet, dass hinter den genannten Konflikten oftmals Verteilungskämpfe stehen. Diese sind nicht gänzlich losgelöst von den Kategorien Alter und Generationszugehörigkeit: Die ungleiche Verteilung von Ressourcen wird dabei aber scheinbar sehr unterschiedlich wahrgenommen. In den Interviews wurden interessanterweise abwechselnd und vice versa ‚jüngeren‘ oder ‚älteren‘ Feminist*innen mehr Macht und damit verbundene Ressourcen zugeschrieben. Einige meiner Interviewpartner*innen argumentierten, dass ältere Feminist*innen über mehr finanzielle Mittel und Ressourcen (in Form von Räumen, Einrichtungen, Leitungs- und Entscheidungspositionen) verfügen, andere wiederum beschrieben, dass jüngere Feminist*innen ressourcentechnisch besser ausgestattet seien. In den Interviews zeichnete sich ab, dass der Kategorie Alter bzw. Generation in dieser Frage allerdings weniger Erklärungsgehalt zukommt, als es für andere Kategorien (wie Klassenzugehörigkeit und Ethnizität) der Fall ist. Die Frage nach Herrschaftsverhältnissen innerhalb feministischer Bewegungen und etwaig damit verbundene Verteilungskämpfe konnte in dieser Masterarbeit nur angeschnitten werden. Ohne Aussagen über die tatsächliche Verteilung von

Machtpositionen und Ressourcen geben zu können, zeigen die Interviews, dass dies ein Konflikt ist, dem mehr Beachtung in der empirischen Forschung geschenkt werden sollte.

Schlussendlich liefert die vorliegende Arbeit also keine definitiven Antworten, sondern zeigt viel mehr auf, in welchen Bereichen es weiterführende empirische Erhebungen und theoretische Auseinandersetzungen bedarf. Insbesondere die Frage, welche produktive Funktion (dem Sprechen über) Generationenkonflikte(n) in feministischen Bewegungen zukommt, erscheint mir dabei spannend.

Deutlich wird jedenfalls, dass es eine differenzierte Perspektive auf Generationen in feministischen Bewegungen braucht. Eine pauschale Anwendung von Generationenzugehörigkeit als Erklärungsmuster für Konflikte in feministischen Bewegungen scheint den Blick auf komplexere, dahinterstehende Phänomene zu verstellen. Ein Großteil der vorhandenen Forschung zeichnet feministische Generationenkonflikte zudem vorrangig in einem negativen Zusammenhang. Dabei ist häufig von ‚Undankbarkeit‘ (etwa Haas/Seitz 1994) und fehlender Anerkennung (Stoehr 1994, Gerhard 2000) die Rede. Weit seltener wird hingegen der Blick auf die produktive Funktion von Konflikten gelenkt. Es ist unbestritten, dass Konflikte desintegrative Konsequenzen haben können, die auf der subjektiven Ebene negativ bzw. verunsichernd empfunden werden. Doch ein ausschließlicher Fokus darauf blendet aus, dass es „ohne Auflösung und Destruktion auf der einen Seite [...] keine Stabilisierung und Entwicklung auf der anderen Seite“ gäbe (Bark 2012: 107). Eine vermehrte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit integrativen und produktiven Funktionen innerfeministischer Konflikte erscheint mir aus diesem Grund lohnenswert. Die Notwendigkeit der aktiven Auseinandersetzung mit Unterschieden zwischen Feminist*innen und feministischen Positionen erkannte im Übrigen schon in den 1980ern die Philosophin, Theoretikerin und Aktivistin Audre Lorde, deren Zitat den Schluss der vorliegenden Masterarbeit bilden soll: „As women, we have been taught either to ignore our differences, or to view them as causes for separation and suspicion rather than as forces for change. Without community there is no liberation, only the most vulnerable and temporary armistice between an individual and her oppression. But community must not mean a shedding of our differences, nor the pathetic pretense that these differences do not exist“ (Lorde 1984: 112).

7. Quellen

- Albrecht, Magda. 2013. Generationsübergreifende Bündnisse, Konflikte und Chancen. *Mädchenmannschaft*. <http://maedchenmannschaft.net/generationsuebergreifende-buendnisse-konflikte-und-chancen/> [29.03.2017]
- Alvesson, Mats. 2003. Methodology for close up studies – struggling with closeness and closure. *Higher Education* 46(2): 167–193.
- Amstutz, Nathalie/Spaar, Regula. 2014. Diversity Management: Interventionsstrategie im rechtlich-politischen, wirtschaftlichen und organisationsdynamischen Kontext. In *Gender Cage - Revisited. Handbuch zur Organisations- und Geschlechterforschung*, Hg. Maria Funder, Baden-Baden: Nomos, 343–368.
- Armstrong, Jayne. 2007. Web Grrrls, Guerilla Taktiken: Junge Feminismen im Web [Orig. 2004]. In *Reader Neue Medien*, Hg. Karin Bruns und Ramón Reichert, 371–384. Bielefeld: transcript.
- Bark, Sascha. 2012. *Zur Produktivität sozialer Konflikte*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Baumgarten, Britta/Ullrich, Peter. 2016. Discourse, Power, and Governmentality. Social Movement Research with and beyond Foucault. In *Social Theory and Social Movements*, Hg. Jochen Roose und Hella Dietz, Wiesbaden: Springer VS, 13–38.
- Baumgartinger, Persson. 2008. Lieb[schteam] Les[schteam], [schteam] du das gerade liest... Von Emanzipation und Pathologisierung, Ermächtigung und Sprachveränderungen. *Liminalis. Zeitschrift für geschlechtliche Emanzipation*: 24–39.
- Becker, Henk A. 2008. Karl Mannheims ‚Problem der Generationen‘ – 80 Jahre danach. *Zeitschrift für Familienforschung* 20(2): 203–221.
- Becker-Cantarino, Barbara. 2014. The Politics of Memory and Gender: What Happened to Second-Wave Feminism in Germany? *German Life and Letters* 67(4): 604–615.
- Benhabib, Seyla. 1994a. Subjektivität, Geschichtsschreibung und Politik. In *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Hg. Seyla Benhabib, Judith Butler, Drucilla Cornell und Nancy Fraser, Frankfurt am Main [u.a.]: Fischer, 105–121.
- . 1994b. Feminismus und Postmoderne. Ein prekäres Bündnis. In: dies. Judith Butler, Drucilla Cornell, Nancy Fraser, Hg. 1994. *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Frankfurt am Main [u.a.]: Fischer, 9–30.
- /Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser Nancy, Hg. 1994. *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*. Frankfurt am Main [u.a.]: Fischer.
- Benninghaus, Christina. 2005. Das Geschlecht der Generation. Zum Zusammenhang von Generationalität und Männlichkeit um 1930. In *Generationen. Zur Relevanz eines wissenschaftlichen Grundbegriffs*, Hg. Ulrike Jureit und Michael Wildt, 127–158. Hamburg: Hamburger Edition.
- Berger, Melody, Hg. 2006. *We Don't Need Another Wave: Dispatches from the Next Generation of Feminists*. Seattle (u.a.): Seal Press.
- Bidwell-Steiner, Marlen, Hg. 2005. *Gender & Generation*. Innsbruck, Wien [u.a.]: Studien-Verlag.
- Blum, Rebekka. 2019. Angst um die Vormachtstellung. Zum Begriff und zur Geschichte des deutschen Antifeminismus. Hamburg: marta press.
- Blumer, Herbert. 1954. What is Wrong with Social Research. *American Sociological Review* 14: 3–10.
- Bohnsack, Ralf. 2000. Gruppendiskussion. In *Qualitative Forschung: ein Handbuch*, Hg. Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke, 369–384. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- /Schäffer, Burkhard. 2002. Generation als konjunktiver Erfahrungsraum. Eine empirische Analyse generationsspezifischer Medienpraxiskulturen. In *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen*, Hg. Günther Burkard und Jürgen Wolf, Opladen: Leske+Budrich, 249–273.
- Born, Claudia, und Helga Krüger, Hg. 2001. *Individualisierung und Verflechtung. Geschlecht und Generation im deutschen Lebenslaufregime*. Weinheim: Juventa.

- Breuer, Franz. 2009. Subjektivität, Perspektivität und Selbst-/Reflexivität. In *Reflexive Grounded Theory: Eine Einführung für die Forschungspraxis*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- /Muckel, Petra. 2016. Reflexive Grounded Theory - Die Fokussierung von Subjektivität, Selbstreflexivität und Kreativität des/der Forschenden. In *Handbuch Grounded Theory. Von der Methodologie zur Forschungspraxis*, Hg. Claudia Equit und Christoph Hohage, Weinheim: Beltz, 67–85.
- Burkart, Günther, Hg. 2002. *Lebenszeiten: Erkundungen zur Soziologie der Generationen*. Opladen: Leske+Budrich.
- Butler, Judith. 2013. *Hass spricht*. Frankfurt am Main [u.a.]: Suhrkamp.
- . 1994. Kontingente Grundlagen: Der Feminismus und die Frage der „Postmoderne“. In *Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart*, Hg. Seyla Benhabib, Judith Butler, Drucilla Cornell und Nancy Fraser, Frankfurt am Main [u.a.]: Suhrkamp, 31–58.
- . 1991. *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt am Main [u.a.]: Suhrkamp.
- Combahee River Collective. 1982. A Black Feminist Statement. In *All the Women Are White, All the Blacks Are Men, But Some of Us Are Brave: Black Women's Studies*, Hg. Akasha Gloria T. Hull, Patricia Bell-Scott und Barbara Smith, New York: Feminist Press, 210–218.
- Conell, Raewyn. 2007. *Southern Theory: The Global Dynamics of Knowledge in Social Science*. Sydney: A&U Academic.
- Coser, Lewis. 1956. *The Functions of Social Conflict: An Examination of the Concept of Social Conflict and Its Use in Empirical Sociological Research*. New York: The Free Press.
- Degele, Nina, Hg. 2008. *Gender/Queer Studies*.
- Dittmer, Cordula. 2018. Dekoloniale und postkoloniale Perspektiven in der Friedens- und Konfliktforschung. Verortungen in einem ambivalenten Diskursraum, *Zeitschrift für Friedens- und Konfliktforschung*, Sonderband 2, Hg. Cordula Dittmer: 7–24.
- Duncan, Lauren. 2010. Women's Relationship to Feminism: Effects of Generation and Feminist Self-Labeling. *Psychology of Women Quarterly* 34: 498–507.
- Flick, Uwe. 2007. *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. vollst. überarb. und erw. Neuauflage. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Flicker, Eva. 2008. Der Diskurs „Frauenbewegung“ in den Medien. In *Medien - Politik - Geschlecht. Feministische Befunde zur politischen Kommunikationsforschung*, Hg. Johanna Dorer, Brigitte Geiger und Regina Köppl, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 124–139.
- Foucault, Michel. 2014. *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. 20. Aufl. Frankfurt am Main [u.a.]: Suhrkamp.
- . 1995. *Discipline and Punish. The Birth of Prison*. New York: Vintage Books / Random House.
- . 1978. *Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit*. Berlin: Merve Verlag.
- Friese, Susanne. 2016. Grounded Theory - Computergestützt und umgesetzt mit ATLAS.ti. Der Computer gehört für mich mit dazu. In *Handbuch Grounded Theory. Von der Methodologie zur Forschungspraxis*, Weinheim: Beltz, 483–507.
- . 2014. *Qualitative Data Analysis with ATLAS.ti*. 2. Aufl. London [u.a.]: SAGE.
- Gerhard, Ute. 2012. *Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789*. 2. Aufl. München: C.H. Beck.
- . 2000. Die Töchter der Emanzipation. Das Generationenproblem in der Frauenbewegung. In *Das Geschlecht der Zukunft: Frauenemanzipation und Geschlechtervielfalt*, Hg. Sybille Becker und Ute Gerhard, Stuttgart [u.a.]: Kohlhammer, 15–33.
- . 2007. Feminismus heute? *Feministische Studien* 25(1): 97–104.
- Glaser, Barney. 1998. *Doing Grounded Theory*. Mill Valley: Sociology Press.
- /Strauss Anselm. 2010. [Orig. 1967] *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. 3. Aufl. Bern: Verlag Hans Huber.

- Gummert, Henrik/ Henkel-Otto, Jelena/ Medebach, Dirk H. (Hg). 2017. *Medien und Kulturen des Konflikts. Pluralität und Dynamik von Generationen, Gewalt und Politik*. Wiesbaden: Springer VS.
- Haaf, Meredith/Klingner, Susanne/Streidl, Barbara. 2008. *Wir Alphamädchen: Warum Feminismus das Leben schöner macht*. Hamburg: Hoffmann und Campe Verlag.
- Haas, Erika/Seitz, Rita. 1994. ‚Wir sind eine undankbare Generation‘. Konkurrenz und Kooperation unter Frauen der 2. Frauenbewegung und deren Nachfolgerinnen. In *Konkurrenz & Kooperation: Frauen im Zwiespalt?*, Hg. Ilse Modelmog und Ulrike Gräßel, Münster: LIT-Verlag, 137–153
- Haraway, Donna. 1988. Situated Knowledges – The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. *Feminist Studies* 14(3): 575–599.
- Hark, Sabine. 2007. Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie. In *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie*, Hg. Sabine Hark, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 9–17.
- . 1998. Parodistischer Ernst und politisches Spiel. Zur Politik der Geschlechterparodie. In *Kritische Differenzen - geteilte Perspektiven. Zum Verhältnis von Feminismus und Postmoderne*, Hg. Antje Hornscheidt, Gabriele Jähner und Anette Schlicher, Opladen: Westdeutscher Verlag, 115–139.
- Henry, Astrid. 2004. *Not My Mother's Sister: Generational Conflict and Third-Wave Feminism*. Bloomington: Indiana University Press.
- Herkenrath, Mark. 2011. *Die Globalisierung der sozialen Bewegungen. Transnationale Zivilgesellschaft und die Suche nach einer gerechten Weltordnung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Holland-Cunz, Barbara. 2003. Die Vision einer feministischen Wissenschaft und der Betrieb der normal science. In *Feministische Erkenntnisprozesse. Zwischen Wissenschaftstheorie und politischer Praxis*, Hg. Renate Niekant und Uta Schuchmann, Wiesbaden: Springer VS, 27–49.
- Inglehart, Ronald. 1990. Values, Ideology and Cognitive Mobilization in New Social Movements. In *Challenging the Political Order: New Social and Political Movements in Western Democracies*, Hg. Russel Dalton und Manfred Kuechler, Cambridge: Polity Press, 43–66.
- Jervis, Lisa. 2006. Foreword: Goodbye to Feminism's Generational Divide. In *We Don't Need Another Wave: Dispatches from the Next Generation of Feminists*, Hg. Melody Berger, Seattle: Seal Press, 13–18.
- Jureit, Ulrike. 2010. Generation, Generationalität, Generationenforschung. *Docupedia-Zeitgeschichte*. https://zeitgeschichte-digital.de/doks/files/592/Generation*Jureit.pdf [28.12.2018]
- . 2006. *Generationenforschung*. Göttingen: UTB.
- Kailer, Katja. 1999. SUCK MY LEFT ONE —Riot Grrrl, eine neue feministische Generation? *Potsdamer Studien zur Frauen- und Geschlechterforschung* 3(2): 53–65.
- Karlyn, Kathleen Rowe. 2003. Presenting innovative theories in art, literature, history, music, TV and film. *Genders OnLine Journal*. https://www.atria.nl/ezines/IAV*606661/IAV*606661*2010*51/q38*rowe*karlyn.html [28.12.2016]
- Knapp, Gudrun-Axeli. 2012. Traditionen - Brüche: Kritische Theorie in der feministischen Rezeption. In *Vermittelte Weiblichkeit, Feministische Wissenschafts- und Gesellschaftstheorie*, Hg. Elvira Scheich, Hamburg: Hamburger Edition, 113–150.
- . 1995. Unterschiede machen: Zur Sozialpsychologie der Hierarchisierung im Geschlechterverhältnis. *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Hg. Regina Becker-Schmidt und Gudrun-Axeli Knapp. Frankfurt a.M./New York: Campus-Verl, 163–194.
- . 1994. Frauen-Solidarität und Differenz. Zum politischen und utopischen Gehalt des „affidamento“-Konzepts. Hg. Ilse Modelmog und Ulrike Gräßel, Münster: LIT-Verlag, 235–249.

- Koch-Klenske, Eva. 1991. *Die Töchter der Emanzen: Kommunikationsstrukturen in der Frauenbewegung*. München: Verlag Frauenoffensive.
- Kohli, Martin, und Marc Szydlik, Hg. 2000. *Generationen in Familie und Gesellschaft. Lebenslauf - Alter - Generation*. Opladen: Leske+Budrich.
- Kohn-Ley, Charlotte. 1994. Antisemitische Mütter - antizionistische Töchter? In *Der feministische Sündenfall*, Hg. Charlotte Kohn-Ley und Ilse Korotin, Wien: Picus, 209–230.
- Kraft, Andreas, Hg. 2009. *Generationen: Erfahrung - Erzählung - Identität*. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft.
- Kreile, Renate. 1993. EMMA und die „deutschen Frauen“: „an’s Vaterland, an’s teure, schließt euch an...“. In *Feminis-muß. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Hg. Ute Annecke und Gaby Beckmann, Köln: Eigenverlag des Vereins Beitrag zur Feministischen Theorie und Praxis, 123–130.
- Kruse, Andreas. 2011. Zur Notwendigkeit der Reflexion des Generationenbegriffes – Überlegungen vor dem Hintergrund der Arbeit von Karl Mannheim zum „Problem der Generationen“. In *Bildung der Generationen*, Hg. Thomas Eckert, Aiga von Hippel, Manuela Pietraß und Bernhard Schmidt-Hertha, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 23–35.
- Landweer, Hilge. 1996. Generationenkonflikte und Sachdifferenzen. Das Beispiel der Frauenbewegung. *Transit* 96(11): 87–100.
- . 1994. Generationen in der deutschen Frauenforschung. In *Konkurrenz & Kooperation: Frauen im Zwiespalt?*, Hg. Ilse Modelmog und Ulrike Gräßel, Münster: LIT-Verlag, 117–135.
- /Rumpf, Mechtilde. 1993. Kritik der Kategorie „Geschlecht“. Streit um Begriffe, Streit um Orientierungen, Streit der Generationen? *Feministische Studien* 93(2): 3–9.
- Lantzsich, Nadine. 2012. Einzelkämpfer*innen oder Kollektive? Auch eine Generationenfrage. *Medienelite*. http://medienelite.de/einzelkämpfer*innen-oder-kollektive-auch-eine-generationenfrage/ [29.3.2017]
- Lantzsich, Nadine. 2014. #emmaistfürmich oder: Deutschland, dein Netzfeminismus. *Medienelite*. <http://medienelite.de/emmaistfuermich-oder-deutschland-dein-netzfeminismus/> [28.12.2016]
- Lee, Hyun-Jae. 2005. *Identitätsbegriffe aus „Feministischer“ Perspektive*. Frankfurt a.M.; Wien [u.a.]: P. Lang.
- Leisering, Lutz. 2000. Sozialstaat und demographischer Wandel. In *Generationen in Familie und Gesellschaft. Lebenslauf - Alter - Generation*, Hg. Martin Kohli und Marc Szydlik Opladen: Leske+Budrich, , 59–76.
- Lenz, Anne/Paetau, Laura. 2009. *Feminismen und „Neue politische Generation“: Strategien feministischer Praxis*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Lenz, Ilse. 2001. Von den Geschichten zur Geschichte? Ein Literaturbericht über Forschung zur Neuen Frauenbewegung. *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien* 19(1): 188–200.
- . 1994. Zum Umgang mit Unterschieden zwischen Frauenforscherinnen. In *Konkurrenz & Kooperation: Frauen im Zwiespalt?*, Hg. Ilse Modelmog und Ulrike Gräßel, 27–48. Münster: LIT-Verlag.
- Loos, Peter/Nohl, Arnd-Michael/Przyborski, Aglaja/Schäffer, Burkhard (Hg.) 2013. *Dokumentarische Methode: Grundlagen - Entwicklungen - Anwendungen*. Opladen [u.a.]: Barbara Budrich.
- Lorde, Audre. 1984. The Master’s Tools Will Never Dismantle the Master’s House. In *Sister Outsider: essays and speeches*, Trumansburg: Crossing Press, 110–114.
- Luhmann, Niklas. 1991. *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. 4. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mannheim, Karl. 1928. Das Problem der Generationen. *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie* 7: 157-185-330.
- Mansel, Jürgen/ Rosenthal, Gabriele/ Tölke, Angelika (Hg.) 1997. *Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

- Maurer, Susanne. 2000. ‚Ashes are burning‘? Von der Schwierigkeit, ‚weibliche‘ gesellschaftliche Erfahrung zu tradieren. In *Erfahrung mit Generationendifferenz*, Hg. Luise Winterhager-Schmid, Weinheim: Beltz, 171–180.
- McRobbie, Angela. 2010. *Top Girls*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Mertlitsch, Kristin. 2008. Frauen- und Geschlechterforschung im Spannungsfeld von Autonomie und Institution. In *Quer zu den Disziplinen: Gender in der inter- und transdisziplinären Forschung*, Wien: Turia+Kant, 53–66.
- Mesner, Maria. 2011. Viele und Verschiedene: die „neue“ Frauenbewegung und die Frauentage. In *Frauentag! Erfindung und Karriere einer Tradition*, Hg. Heidi Niederkofler, Maria Mesner und Johanna Zechner, Wien: Löcker, 171–195.
- Metz-Göckel, Sigrid. 1987. Die zwei (un)geliebten Schwestern. Zum Verhältnis von Frauenbewegung und Frauenforschung im Diskurs der neuen sozialen Bewegungen. In *Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik*, Hg. Ursula Beer. Bielefeld: AJZ-Verlag, 28–66.
- Meuser, Michael. 2013. Repräsentation sozialer Strukturen im Wissen. Dokumentarische Methode und Habitusrekonstruktion. In *Die dokumentarische Methode und ihre Forschungspraxis*, Hg. Ralf Bohnsack, Iris Nentwig-Gesemann und Arnd-Michael Nohl, Wiesbaden: Springer VS, 223–239.
- Meyer, Birgit. 1994. Ist das Projekt der Frauensolidarität gescheitert? In *Konkurrenz & Kooperation: Frauen im Zwiespalt?*, Hg. Ilse Modelmog und Ulrike Gräßel, Münster: LIT-Verlag, 157–169.
- Mies, Maria. 1994. Frauenbewegung und 15 Jahre „Methodische Postulate zur Frauenforschung“. In *Erfahrung mit Methode: Wege sozialwissenschaftlicher Frauenforschung*, Hg. Angelika Diezinger, Freiburg: Kore, 105–128.
- Mies, Maria. 1978. Methodische Postulate zur Frauenforschung - dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen. In *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Hg. Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen e.V., München: Verlag Frauenoffensive, 41–63.
- Miethe, Ingrid/Roth, Silke. 2005. Zum Verhältnis von Biographie- und Bewegungsforschung. In *Biographieforschung im Diskurs*, Hg. Bettina Völter, Bettina Dausien, Helma Lutz und Gabriele Rosenthal, Wiesbaden: Springer VS, 103–118.
- Mohanty, Chandra Talpade. 2003. „Under Western Eyes“ Revisited: Feminist Solidarity through Anticapitalist Struggles. *Signs* 28: 499–535.
- . 1984. Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses. *boundary* 2(12): 333–358.
- Munford, Rebecca. 2007. ‚Wake Up and Smell the Lipgloss‘: Gender, Generation and the (A)politics of Girl Power. In *Third Wave Feminism: A Critical Exploration*, Hg. Stacey Gillis, Rebecca Munford und Gillian Howie, 266–279. Basingstoke [u.a.]: Palgrave Macmillan.
- Niederkofler, Heidi/Mesner, Maria/Zechner, Johanna (Hg.) 2011. *Frauentag! Erfindung und Karriere einer Tradition*. Wien: Löcker.
- Pietraß, Manuela/ Schäffer, Burkhard. 2011. Mediengenerationen - vom Kohortenvergleich zu generationsspezifischen Habitus. In *Bildung der Generationen*, Hg. Thomas Eckert, Aiga von Hippel, Manuela Pietraß und Bernhard Schmidt-Hertha, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 323–332.
- Pöge, Kathleen/Franke, Yvonne/Mozygamba, Kati/Ritter, Bettina/Venohr, Dagmar. 2014. Welcome to Plurality: Ein kaleidoskopischer Blick auf Feminismen heute. Hg. dies., Bielefeld: transcript, 19–32.
- della Porta, Donatella/ Diani, Mario. 2006. *Social Movements*. 2. Aufl. Oxford: Blackwell Publishing.
- Przyborski, Aglaja/Wohlrab-Sahr, Monika. 2014. *Qualitative Sozialforschung: Ein Arbeitsbuch*. 4., erweiterte Auflage. München: Ouldenbourg Verlag.
- Pusch, Luise F. 1993. Wenn aus Schwestern Mütter werden: Die Frauenbewegung im reiferen Alter. In *Feminis-muß. Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis.*, Hg. Ute Annecke und Gaby Beckmann, Köln: Eigenverlag des Vereins Beitrag zur Feministischen Theorie und Praxis, 43–45.

- Rodriguez, Encarnación Gutiérrez. 2001. Vergesellschaftung revisited?! Das konkave Glas der Konstitution und Konstruktion. Strategien der Dekonstruktion und postkoloniale Kritik am institutionellen Feminismus. In *Zwischen Emanzipationsvision und Gesellschaftskritik. (Re)Konstruktion der Geschlechterordnung*, Hg. Ursula Hornung, Sedef Gümen und Weilandt, Münster: Westfälisches Dampfboot, 135–151.
- Rosenthal, Gabriele. 1997. Zur interaktionellen Konstitution von Generation. Generationenabfolgen in Familien von 1890 bis 1970 in Deutschland. In *Generationen-Beziehungen, Austausch und Tradierung*, Hg. Jürgen Mansel, Gabriele Rosenthal und Angelika Tölke, Opladen: Westdeutscher Verlag, 57–73.
- Scanlon, Jennifer. 2009. Sexy from the Start: Anticipatory Elements of Second Wave Feminism. *Women's Studies* 38(2): 127–150.
- Schäffer, Burkhard. 2010. Die Konstruktion der Generation PR(ekär/aktikum). Zur medialen Transformation essayistischer Generationenkonzepte und ihrer Rezeption im Horizont konjunktiver Erfahrungsräume. In *Zwischen Prekarisierung und Protest. Die Lebenslagen und Generationsbilder von Jugendlichen in Ost und West*, Hg. Michael Busch, Bielefeld: transcript, 221–241.
- . 2003. *Generationen - Medien - Bildung. Medienpraxiskulturen im Generationenvergleich*. Opladen: Leske+Budrich.
- Scheibelhofer, Elisabeth. 2005. Reflection Upon Interpretive Research Techniques: The Problem-Centred Interview as a Method for Biographic Research. In *Narrative, Memory & Everyday Life*, Hg. University of Huddersfield, Huddersfield: University of Huddersfield Press, 19–32.
- Schenk, Herrad. 1980. Die feministische Herausforderung. 150 Jahre Frauenbewegung in Deutschland. München: Beck.
- Schmincke, Imke. 2013. Feminismus, Sex und „Zickenkrieg“. Zur Konstruktion öffentlicher Feminismen in den (traditionellen) Massenmedien. In *Geschlechterverhältnisse und neue Öffentlichkeiten*, Hg. Birgit Riegraf et al., Münster: Westfälisches Dampfboot, 144–162.
- Schmitt, Mathilde/Seiser, Gertraud/Oedl-Wieser, Theresa. 2015. Das Ländliche und die Land*Frauen. Sozialwissenschaftliche De*Re*Konstruktionen. *SWS-Rundschau* 55(3): 335–354.
- Schnabel, Anette. 2003. *Die Rationalität der Emotionen: Die neue deutsche Frauenbewegung als soziale Bewegung im Blickfeld der Theorie rationaler Wahl*. Wiesbaden: Springer VS.
- Schrupp, Antje. 2010. Altfeministinnen, Jungfeministinnen und der große Graben. *Aus Liebe zur Freiheit*. <https://antjieschrupp.com/2010/10/08/altfeministinnen-jungfeministinnen-und-der-groese-graben/> [29.3.2017]
- Scott, Joan. 1990. Conference Call. *differences* 2(3): 52–108.
- Sichtermann, Barbara. 2008. Worauf es ankommt: Ohne Kampf geht nichts. *EMMA*. <https://www.emma.de/artikel/worauf-es-ankommt-ohne-kampf-geht-nichts-263836> [28.12.2016]
- Simmel, Georg. 1908. *Soziologie: Untersuchungen über Die Formen Der Vergesellschaftung*. Leipzig: Duncker & Humboldt.
- Spiers, Emily. 2012. 'Alpha-Mädchen sind wir alle': Subjectivity, Agency and Solidarity in Anglo-American and German Popfeminist Writing. *Angermion* 5(1): 191–218.
- Stoehr, Irene. 1999. Feminismen und politische Kultur. Die westdeutsche Frauenbewegung als Generationenproblem. In *Wie weit flog die Tomate? Eine 68erinnen-Gala der Reflexion*, Hg. Halina Bendkowski, Berlin: Feministisches Institut / Heinrich-Böll-Stiftung, 154–165.
- . 1996. Feministische Generation und politische Kultur. *Politische Kultur - Demokratie - Geschlechterverhältnis. Dokumentation der Ringvorlesung an der HU Berlin* 81–97.
- . 1994. Gründerinnen – Macherinnen – Konsumentinnen? Generationenprobleme in der Frauenbewegung der 90er Jahre. In *Konkurrenz & Kooperation: Frauen im Zwiespalt?*, Hg. Ilse Modelmog und Ulrike Gräßel, Münster: LIT-Verlag, 91–115.
- Strauss, Anselm, und Juliet Corbin. 1996. *Grounded Theory: Grundlagen Qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz.
- Taylor, Anthea. 2006. The 'Daughter's Reply': Self-Representations of the 'Young Feminist' in Generation F and DIY Feminism. *Outskirts Journal* 15: 1–18.

- Thiessen, Barbara. 2010. Feminismus: Differenzen und Kontroversen. In *Handbuch Frauen- Und Geschlechterforschung*, Hg. Ruth Becker und Renate Kortendiek, Wiesbaden: Springer VS, 37–44.
- Thon, Christine. 2008. *Frauenbewegung im Wandel der Generationen. Eine Studie über Geschlechterkonstruktionen in biographischen Erzählungen*. Bielefeld: transcript Verlag.
- . 2003. Frauenbewegung – Bewegungsgenerationen – Generationenbruch? Generationenkonzepte in Diskursen der Frauenbewegung. *Feministische Studien* 21(1): 111-122.
- Ullrich, Peter/ Daphi, Priska/Baumgarten, Britta. 2014. Protest and Culture: Concepts and Approaches in Social Movement Research. An Introduction. In *Conceptualizing Culture in Social Movement Research*, Hg. dies., 1–20. Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Villa, Paula-Irene. 2003. Woran erkennen wir eine Feministin? Polemische und programmatische Gedanken zur Politisierung von Erfahrungen. In *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik*, Münster: Westfälisches Dampfboot, 266–285.
- Vogl, Susanne. 2014. Gruppendiskussion. In *Handbuch der Methoden der empirischen Sozialforschung*, Wiesbaden: Springer VS, 581–586.
- Volkening, Heide. 1995. „Wir“ über „uns“. *Feministische Studien* 13(1): 91–94.
- Weber, Marianne. 1917. Vom Typenwandel der studierenden Frau. In *Frauenfragen und Frauengedanken: Gesammelte Aufsätze*, Hg. dies., Tübingen, 179–201.
- Wetterer, Angelika. 2009. Gender-Expertise, feministische Theorie und Alltagswissen: Grundzüge einer Typologie des Geschlechterwissens. In *Gefühlte Nähe - faktische Distanz: Geschlecht zwischen Wissenschaft und Politik: Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung auf die „Wissensgesellschaft“*, Hg. Birgit Riegraf und Lydia Plöger. Opladen: Barbara Budrich, 81–99.
- . 2002. Strategien rhetorischer Modernisierung. Gender Mainstreaming, Managing Diversity und die Professionalisierung der Gender-Expertinnen. *Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien* 20(3): 129–148.
- Witzel, Andreas/Reiter, Herwig. 2012. *The Problem-Centred Interview: Principles and Practice*. London [u.a.]: SAGE.
- Witzel, Andreas. 1985. Das problemzentrierte Interview. In *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*, Hg. Gerd Jüttermann, Heidelberg: Asanger, 227–256.
- Young, Stacey. 1997. *Changing the Wor(l)d: Discourse, Politics, and the Feminist Movement*. New York: Routledge.
- Zucker, Alyssa/Stewart, Abigail. 2007. Growing Up and Growing Older: Feminism as a Context for Women's Lives. *Psychology of Women Quarterly* 31(2): 137–145.

8. Anhang

8.1 Kurzfragebogen

**Kurzfragebogen zum Interview:
„Unterschiede und Konflikte in feministischen Bewegungen“**

Pseudonym: _____

Geburtsjahr: _____

Geschlecht (Pronomen): _____

Höchste abgeschlossene Ausbildung:

- Pflichtschule
- Lehre
- Matura (AHS, BHS)
- Universität, Fachhochschule
- andere, nämlich: _____

Ich bin zurzeit... (mehrere Antworten möglich!)

- ... nicht erwerbstätig.
- ... in Pension
- ... in Ausbildung (Schüler*in, Student*in,...).
- ... ehrenamtlich engagiert.
- ... bis zu 10 Wochenstunden erwerbstätig.
- ... teilzeit-erwerbstätig (zwischen 11 und 34+ Wochenstunden).
- ... mehr als 35 Wochenstunden erwerbstätig.
- ... anders, nämlich: _____

Wohnort: _____

8.2 Interviewfragen

Anm.: Die Interviewfragen wurden nicht in jedem Interview in einer bestimmten Reihenfolge abgefragt; Ziel war es, einen möglichst natürlichen Erzählfluss zu generieren (s. zu den dahinter stehenden theoretischen Überlegungen Kapitel 5.3.2).

Einstiegsfrage

Kannst du mir zu Beginn vielleicht erzählen, wie du sozusagen ‚Feministin geworden‘ bist? Weißt du noch, wie du dazu gekommen bist? Wie war das und wie hat sich das dann entwickelt?

Persönliches Verhältnis zur Frauenbewegung

- [falls nicht bereits angesprochen:] Weißt du noch wann du das erste Mal mit der Frauenrechtsbewegung in Berührung gekommen bist?
- [falls nicht bereits angesprochen:] Wie war denn das eigentlich in deiner Familie: Waren Themen aus der Frauenbewegung da präsent? Wie ist denn das dort gelebt worden?
- [falls nicht bereits angesprochen:] Wie hat sich dein Verhältnis zur Frauenbewegung/feministischen Bewegung dann entwickelt?

Feminismus in breiterem Kontext

- Wenn du generell einen Blick wirfst auf die Situation in Österreich aktuell: Wie steht es um die feministische Bewegung? Was beobachtest du da? Was findest du, läuft gut, was nicht so gut?
- Was sind denn aktuell die wichtigsten feministischen Themen für dich? Was sind Themen, mit denen du dich viel beschäftigst oder zu denen du auch arbeitest?

Verortung in feministischer Bewegung

- Inwiefern siehst du dich denn als Teil der Frauenbewegung? In welchen Gruppen bist du denn aktiv? Mit welchen Gruppen oder Personen tauschst du dich denn aus? Bei welchen Gruppen hast du schon mitgearbeitet?
- Welche Formen von feministischem Aktivismus findest du besonders gut?

Konflikte

- Wie ist das mit Konflikten innerhalb der feministischen Bewegung, kannst du mir darüber etwas erzählen?
- Worum geht es denn in diesen Konflikten?
- Und wer ist in diese Konflikte involviert?
- Was sind deiner Meinung nach mögliche Gründe für die bestehenden Konflikte?
- Inwiefern glaubst du, dass bei diesem Konflikt – oder generell bei Konflikten in feministischen Bewegungen– Alter oder Generationen eine Rolle spielen?

8.3 Abstract (Deutsch)

Immer wieder werden inhaltliche Widersprüche in feministischen Debatten an die Altersfrage gekoppelt. Vermeintliche Generationenkonflikte im Feminismus finden nicht zuletzt massenmedial viel Beachtung.

Empirische Studien zu Generationenkonflikten im Feminismus gibt es hingegen wenig. Die vorliegende Masterarbeit setzt an dieser Lücke an und beschäftigt sich mit der Frage, wie Feminist*innen Generationen, Generationengrenzen und -konflikte erleben und beschreiben. In kritischer Auseinandersetzung mit Karl Mannheims mittlerweile kanonischem Aufsatz über das ‚Problem der Generationen‘ (1928) wird der Frage nachgegangen, ob die Generationenperspektive ein relevanter soziologischer Blickwinkel sei, aus dem heraus Differenzen und Konfliktlinien unterschiedlicher feministischer Positionen erklärt werden können. Ziel der Masterarbeit ist es, einen feministischen Blick auf Generationenverhältnisse und Konflikte zu werfen und dabei aufzuzeigen, wie a) eine undifferenzierte Verwendung des Generationenbegriffs bzw. b) idealtypische Einteilungen anhand von Alterskohorten oftmals komplexe und widersprüchliche Zusammenhänge innerhalb feministischer Bewegungen verschleiern.

Ausgehend von Theorien zu sozialen Bewegungen, feministischer Generationenforschung und der Auswertung von neun qualitativen Interviews mit feministischen Aktivist*innen werden letztlich drei Thesen formuliert: 1. Die Omnipräsenz generationeller Erklärungsmuster in feministischen Kontexten spiegelt das gesamtgesellschaftliche Interesse an Generationenkonflikten im Allgemeinen und Konflikten im Feminismus im Speziellen wider. 2. Das Sprechen über Generationenkonflikte innerhalb feministischer Kontexte kann paradoxerweise eine Strategie der Konfliktvermeidung darstellen. 3. Hinter den beschriebenen Konflikten stehen oftmals Verteilungskämpfe.

8.4 Abstract (English)

In feminist debates, differences between positions are oftentimes linked to the category age. The so-called generational divide in feminism receives a lot of attention, not least in the mass media.

However, there are few empirical studies on generational conflicts within feminist movements. The lack of empirical research on this topic is the starting point for this thesis that deals with the question of how feminist activists perceive and experience generation, generational boundaries and conflicts. In a critical examination of Karl Mannheim's essay on 'The Problem of Generations' (1928), I explore the question of whether generation serves as a relevant sociological perspective to explain lines of conflict between different feminist positions. The aim of my thesis is to take a feminist look at intergenerational relationships and conflicts and to show how a) an undifferentiated use of the term 'generation' or b) ideal-typical classifications based on age cohorts draw an incomplete picture of complex and contradicting relationships within feminist movements.

The thesis draws on theories on social movements and feminist theories on generation and on nine qualitative interviews with feminist activists. Ultimately three hypotheses are presented: 1. The fact that there is a lot of conversation about the so-called generational divide within feminist movements reflects a common societal interest in generational conflicts, and interest in conflicts within feminist contexts specifically. 2. Talking about a generational divide within feminist structures can paradoxically be a strategy of avoiding conflict. 3. So-called generational conflicts are often rooted in an unequal distribution of resources.